



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o. 52.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Don Pedros Brautfahrt.

Erzählung

von

Max Lay.

VII.

In Monterey hatte man wohl von erneuten Kämpfen in der Sierra gehört, aber Genaueres über den Ausgang und die nachfolgenden Truppenbewegungen war noch nicht in die Stadt gedrungen. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich nun der Bevölkerung, als plötzlich die Contre-Guerillas und verschiedene andere französische Truppenteile wie der Sturmwind von allen Seiten zugleich über die Stadt herfielen und nach kaum nennenswerthem Widerstande eindringen. Die wenigen Truppenreste, die Escobedo in der Stadt zurückgelassen, fast nur Kranke oder Verwundete, fielen in die Hände der Sieger. Auch den Bürgern, die auf das Schlimmste gefaßt waren, blieb keine Zeit zur Flucht. Mit den Boten zugleich, die die Schreckensnachricht von Escobedos Niederlage brachten, kamen auch die gefürchteten Reiterhorden und trieben die Einwohner, die den Fuß zur Flucht setzten, in ihre Häuser zurück. Am liebsten hätte Dupain, der grimmige Bandenführer, die Stadt in Flammen aufgehen lassen, als Vergeltung für die blutige Abweisung, die er sich unter den Mauern Montereys geholt, aber der französische Obergeneral hatte die Stadt zum Hauptquartier ausersehen und dazu brauchte man die Gebäude und gewissermaßen auch die Einwohner. So blieb die Stadt vor dem Untergange bewahrt. Aber etwas ausgiebig geplündert wurde doch; das Vergnügen konnte man den Soldaten nicht vorenthalten und gehörte zur Vervollständigung der Siegesfeier.

Unter den ersten, die die Stadt betraten, war auch Don Pedro. Mit stiegender Hast hatte er sich auf den Regierungspalast geworfen, diesen mit seiner Abteilung besetzt und streng befohlen, im Hause gute Ordnung zu halten, da der französische Obergeneral hier absteigen werde. Die Leute mochten sich in der Umgegend schadlos halten. Eine stark besetzte Thorswache sollte die umherstreifenden Plünderer anderer Truppenteile zurückhalten. Dann drang er in das Haus, wo die zahlreiche Dienerschaft wie ein Volk aufgeschreckter Hühner in Todesangst umher irrte und bei dem eiligen Herauskommen del Patios über die Treppe nach allen Seiten entflo. Seiner beharrlichen Verfolgung gelang es endlich, eines Mulattenmädchens habhaft zu werden, die Lucie als Kammerjose diente.

„Wo ist die Sennora?“ fragte er hastig und ergriff die Zitternde am Arm, um alle weiteren Fluchtversuche zu verhindern. Mit bebender Hand wies sie nach dem Korridor, der zu der Hausherrin Zimmer führte. Er eilt weiter und öffnet ein halbes Dutzend Thüren, bis er in einem Salon die Gesuchte findet, die halb ohnmächtig vor Angst bei dem Mordspeltafel, der die Stadt durchstobte, in einem Sessel lag. Liebreich hebt er sie empor in seine Arme und drückt unzählige Küsse auf die bleichen Lippen, bis die Wangen wieder voll erblühten.

„Fürchte Dich nicht, mein geliebtes Kind,

34. Jhr. Welt. XXXIV 26.

Du stehst jetzt unter meinem Schutz!“ Damit führte er sie ans Fenster und schlug die Vorhänge zurück. „Sieh, da ziehen unsere Truppen ein; wir haben den Escobedo, der mich so gern hätte hängen sehen, windelweich gelopft und die Stadt ist nun in den Händen der Kaiserlichen. Ich habe Dein Haus zum Hauptquartier vorgeschlagen, dadurch entgeht es der Plünderung. Zwar wirst Du zahlreiche Gäste bekommen. Sprich freundlich mit ihnen. Der General ist ein galanter Franzose, er wird die Dame des Hauses respektiren!“

Lucinde nickte mechanisch. Die Wucht der Ereignisse warf ihr alle Ueberlegung über den Haufen, zu einem klaren Gedanken war sie vorläufig unfähig, nur die eine Empfindung, den geliebten Mann wieder gesund und frisch an ihrer Seite zu sehen, überwog alles andere, was auf sie einströmte. Fest an ihn geschmiegt, ließ sie ihr Köpfchen an seine Schulter sinken. Da kam del Patio eine grandiose Idee. Das wilde Guerillablut machte sich geltend. Ihr Antlitz sanft emporhebend, so daß er in die unergründlich tiefen Augen blicken konnte, sagte er halb laut:

„Erinnerst Du Dich Deines Versprechens, mein süßes Lieb, das Du mir beim Abschiede im Park gegeben?“

Sie sah ihn fragend an.

„Wenn wir uns wiedersehen, wirst Du mein Weib!“ beantwortete er seine eigene Frage mit ernstem, gewichtigem Tone.

Eine plötzliche Purpurglut übergoß ihr holdes Antlitz

mit rosigem Glut. Sie suchte sich den sie umstrickenden Armen zu entwinden, doch schonungslos hielt er seine schöne Kriegsbeute fest.

„Ich spreche noch heute mit dem General,“ fuhr er dann siegesbewußt fort, „er soll unser Trauzeuge sein. — Jetzt aber adieu, ich habe noch viel zu thun. Halt Dich brav und denke an unser Glück!“

Damit ließ er sie allein, einer süßen Betäubung überliefert.

Der Lärm in der Stadt nahm zu. Stündlich rückten neue Truppen ein und auf den Platz zur Musterung. Nach den Contre-Guerillas kamen Chasseurs d'Afrique in ihren malerischen arabischen Kostümen und den wehenden weißen Mänteln. Alle Straßen füllten sich mit Soldaten. Ueberall Trompetengeschmetter, Rossgetrappel und Kommandoruße in französischer und spanischer Sprache. — Mit glänzendem Gefolge zog endlich General Bazaine über den Platz. Del Patio empfing den Oberkommandirenden am Thore als Quartiermacher und geleitete ihn in die Gemächer. Im Salon stellte er ihm die Dame des Hauses vor. Angenehm überrascht durch die Schönheit der jungen Dame, fühlte sich der hohe Herr äußerst behaglich und becomplimentirte die Hausherrin, die mit ruhiger Sicherheit ihre Anordnungen traf, ihren Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

In dem hohen, von Säulen getragenen Speisesaale waren unterdessen die Vorbereitungen zu einem splendiden Diner getroffen. Die bunte Gesellschaft der Offiziere erfüllte den Raum mit einem geräuschvollen, heiteren Leben, wie er es wohl noch niemals gesehen hatte.

Der General, unter der goldenen Sonne des prunkhaften Kaiserhofes in Paris zu Macht und Ansehen gelangt, fühlte sich hier einmal wieder in seinem Element; nach langem Lagerleben konnte er wieder den Hofmann mit seiner ganzen Liebeshörigkeit herauskehren und sein Beispiel wirkte auf seine Umgebung, die sich hier in den elegant ausgestatteten Räumen an der silberblinkenden Tafel ganz anders benahm, als die Offiziere Dupains, denen die Räubernatur schon so in Fleisch und Blut übergegangen war, daß sie sich samt ihrem Chef ziemlich unbehaglich fühlten bei all den ausgetauschten Höflichkeiten, bis die feurigen Weine Geist und Junge gelöst.

Es konnte dem von seinem Ehrenplatze in der Mitte der Tafel alles überschauenden General nicht entgehen, wie del Patio hier in dem fremden Hause mit Eifer und vollendeter Sicherheit den Gastgeber spielte, der mit der Dame des Hauses an des Generals Seite auf sehr gutem Fuße stehen mußte. In seinem Feuerifer, Lucinde die Pflichten der Hausherrin zu erleichtern, ging er über die Befugnisse eines Quartiermachers weit hinaus.

So fragte denn der General die junge Dame, wer eigentlich der geschäftige Feind sei, der so effektiv die Dienerschaft zu kommandiren verstehe und dafür Sorge, daß die verschwindenden Getränke immer wieder so prompt erneuert würden.

Erröthend sah sie auf ihren Teller und gestand, daß del Patio Mexikaner und seine Familie der ihren schon seit langem befreundet sei.

„So, so — schon lange befreundet!“ sagte neckend der alte Haudegen, dem ein Licht auf-



Prinz Luitpold, Regent von Bayern. (S. 618.)

zugehen schien. Im selben Augenblick streifte del Patio hinter ihm vorbei. Er hielt ihn an und sagte mit schlecht verhehlter, aber gutmütiger Ironie: „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr Lieutenant, Sie machen sich Ihr Amt recht sauer — die Dame des Hauses konnte keinen besseren Helfer bekommen als Sie!“

In den dunklen Augen des Angeredeten blühte es übermütig auf. Jetzt oder nie war der Augenblick zu einem kleinen Staatsstreich gekommen.

„Mein General,“ sagte er stolz und so laut, um auch in der Umgebung gehört zu werden, „Sennora del Laredo ist meine Braut!“

„Morbleu — das muß man hören!“ rief Bazaine überrascht und setzte das schon erhobene Glas wieder auf das Tafeltuch. Ein Blick auf die verwirrten Züge seiner Dame, die, erschreckt über die Kühnheit del Patios, einen kleinen Schrei ausgestoßen, bestätigte ihm die Wahrheit.

„Meine Herren!“ rief der General laut, und als man aufhörte, erhob er sein gefülltes Glas, „meine Herren, ich habe Ihnen eine freudig überraschende Mitteilung zu machen. Wir befinden uns hier in einem Hochzeitshaufe. Dort unser Lieutenant del Patio von den Contre-Guerillas ist der glückliche Bräutigam unserer liebenswürdigen Gastgeberin. Der Herr hat jedenfalls die schönste Eroberung des ganzen Feldzugs für sich errungen!“

Hienach verbeugte er sich galant gegen seine Nachbarin, die, sprachlos vor Betäubung, ihr süßes Geheimnis so aller Welt mitgeteilt zu sehen, kein Wort der Erwiderung fand und am liebsten unter dem Erdboden verschwunden wäre. Aber schon wieder tönte die kräftige Bassstimme des Generals durch die Halle:

„Stoßen wir an, Messieurs, auf das Wohl des Brautpaares, das der Krieg verlobt hat!“ Damit hielt er der Braut und dann dem Bräutigam, der den Platz hinter Lucindes Stuhl nicht verlassen hatte, sein Glas entgegen.

Stürmischer Jubel aus hundert kräftigen Kriegerkehlen und das helle Klirren ebensoviel Gläser durchbrauste den Saal und rief das Echo wach unter den hohen Gewölben, von denen der Glückwunsch wie fernes Donnerrollen zurückklang. Wie sich nun alle erhoben und die Braut umdrängten, wie sie alle die gebräunten Gesichter und blühenden Augen huldigend auf sich gerichtet sah, wußte sie wirklich nicht, wie sie dieser Menschenwoge entgegen sollte. Blindlings streckte sie die Hand nach hier und dort, um mit ihrem Glase die vielen zu berühren, die ihr entgegengehalten wurden. Dann duckte sie sich in ihren Sessel, wie ein erschrockenes Reh, und blickte hilflos auf Don Pedro, der im Vollgefühl von Stolz und Glück hochaufgerichtet seinen Platz an ihrer Seite behauptete.

Als der erste Jubelsturm verhallt, wandte sich del Patio mit leiser Stimme an den hohen Gönner:

„General, eine Bitte hätte ich noch — meine Braut und ich sind übereingekommen, sobald als möglich unsere Verbindung zu besiegeln. Die Wechselsfälle des Krieges — und —“

„Schon gut — schon gut, mein Lieber, nur immer frisch vorwärts, wie ein echter Reitersmann!“ lachte gutmütig der General und schüttelte del Patios Hand. „Alles sei Ihnen gewährt, und ich werde mir die Ehre geben, Ihnen die Braut am Altare zuzuführen.“

Ganz unten an der Tafel unter den verwilderten Offizieren der Contre-Guerillas saß einer, der gar wunderbar in den Trübel schaute und bedenklich sein graubärtiges Haupt schüttelte. Das war Dupain. Er erinnerte sich der Affaire in San Antonio, wo del Patio voller Berzeiwung davongerannt war, als er erfuhr, daß er seine eigene Braut hingERICHTET. War denn dieser gefühlvolle Mexikaner ein so schrecklicher Don Juan, daß er wenige Monate nach der Katastrophe hier im Handumdrehen eine neue Braut gefunden als Ersatz für die gemordete Liebe oder — ein unheimliches Licht ging ihm auf, wenn er sich die unbestimmten Redensarten des Offiziers damals und dann die Zweifel van Zeens über die wunderbare Flucht del Patios zur Hacienda zurück vergewärtigte.

„Der Bursche soll mir Rede stehen mit seiner ewigen Brautjagd,“ murkte er in den Bart, aber so laut, daß sein Nachbar ihn fragte: „Was beliebt?“ Er entschuldigt sich noch, da kommt schon der glückselige Sünder an seinen Stuhl, der eben mit dem Glase in der Hand die Kunde machte, die Glückwünsche seiner Kameraden massenweise entgegenzunehmen.

Das finstere Antlitz Dupains goß trübes Wasser auf seinen leuchtenden Glückstern, zumal als ihn dieser anknurrte:

„Ich werde Ihnen meinen Glückwunsch später unter vier Augen übermitteln, mein schöner Herr Lieutenant!“

Mechanisch verbeugt sich der also Abgeblühte und sieht im Geiste die dunkle Wand, die sich gegen sein junges Glück erhebt. Aber im Umwenden kämpfte sich seine Laune durch alle Bedenklichkeiten. Er wollte ja ohnehin den Dienst quittieren. Der Kriegsgog hatte alles Interesse für ihn verloren, seit er in Lucinde einen festen Punkt für sein Leben gefunden. Und bis zu seinem Abschiede baute er auf die Gunst des Generals, der ihn doch nicht für seinen militärischen Fehltritt büßen lassen konnte, wenn er sein Wort, den Brautführer zu machen, einlösen wollte.

Das Gastmahl, aus Anlaß des freudigen Ereignisses stark in die Länge gezogen und zur ausgelassensten Lustigkeit geführt, war endlich vorüber. Wohl saßen noch einige Gruppen, die der unverstehbare Born der feurigen Weine

auf dem Sitz anpöchte; die meisten jedoch, unter ihnen die Hauptpersonen, hatten sich in ihre Zimmer zurückgezogen oder das Haus verlassen, den glühenden Kopf bei der Erfüllung ihrer Dienstpflichten abzukühlen.

Dupain liebte es nicht, sich, von seinen Leuten entfernt, zwischen vier Mauern einquartieren zu lassen. In dem weitläufigen Park unter den herrlichen Bäumen und auf den üppigen Grasplätzen fanden die Reiter und ihre Tiere ein Eldorado von Lagerplatz. Dupain selbst hatte sich in der offenen Säulenhalle des bekannten Pavillons häuslich eingerichtet, in welchem del Patio auf der Flucht seine Lucinde traf und gleichzeitig Abschied nahm.

Nach dem opulenten Diner, wo er, wie bei allen Gelegenheiten, eine brave Klinge geschlagen und sich einen ungewöhnlich guten Humor geholt, war er zur Verdauung in sein Quartier zurückgekehrt. Jetzt saß er so malerisch als möglich in seinem Feldstuhl zusammengebückt und rauchte in aller Ruhe und verdauender Beschaulichkeit seine Meer-schaumpfeife. Durch den Nebel, den der reichlich genossene Wein in seinem Gehirn aufsteigen ließ, blickte wieder das feste, schnurrbärtige Gesicht del Patios; dazu gesellte sich die Pöffe, die der junge Mann mit ihm, dem alten, erfahrenen Krieger gespielt. Er stieß Rauchwolken hervor wie eine Lokomotive und beauftragte einen Soldaten, den Lieutenant sofort herbeizurufen.

Der Glückliche kam eben aus dem Zimmer des Generals, wo er die Zusicherung seines baldigen Abschiedes entgegengenommen, als er auf den Boten stieß.

„Nur schnell hinein wie in ein kaltes Bad!“ dachte del Patio und ging entschlossen, wenn auch klopfenden Herzens, seinem Schicksal entgegen. Neben ihm schritt das drohende Gespenst des Kriegsgerichts, das brutal alle seine Träume über den Haufen werfen konnte, wenn es dem wütenden Chef gelang, dasselbe gegen ihn aufzuheben.

Dupain empfing den Delinquenten mit bedenklichem Kopfschütteln.

„Lieutenant del Patio,“ begann er ohne Umstände, ohne sich aus seinem bequemen Sitz zu erheben, „ich möchte gern einige Auskunft haben über gewisse Verhältnisse, die mir nicht recht klar geworden sind!“

Del Patio verbeugte sich stumm und blickte gespannt auf seinen Chef, der nach der Anrede sich einige Augenblicke in Schweigen und mächtige Dampfwolken hüllte. Dann nahm er das Verhör wieder auf.

„In San Antonio nahmen Sie eine Spionin fest, die dem Feinde wichtige Korrespondenzen überbringen wollte. Nicht so?“

Der Gefragte atmete schwer. Vieltausendmal lieber hätte er sich auf eine feindliche Truppe gestürzt, als hier wie ein Untersuchungsgefangener vor dem finstern blickenden alten Mann zu stehen.

„Nun?“ fragte der Alte und ließ unter den buschigen Brauen einen Blick los auf den jungen Mann, dessen harter Befehl nicht mißzuverstehen war.

„Ja,“ sagte del Patio zögernd, „das heißt — van Zeen überdrückte mir einen sehr verdächtigen Zettel, den die Dame verloren haben sollte — so sagte er wenigstens — wie mir aber scheint, ist es wahrscheinlicher, daß der Führer der Karawane, der kürzlich im Zelte Escobedos gefangen —“

„Ah so, da wollen Sie hinaus?“ unterbrach ihn spöttisch der Chef — „Sie meinen, die Mamsell wäre unschuldig!“

„Ja wohl, Sennor, ich bin fest davon überzeugt!“

„Nicht so übel — nicht so übel!“ brummte Dupain vor sich hin. Es war nur gut, daß ihn das Diner ein wenig gutmütig gestimmt, sonst wäre er bei der merkwürdigen Verteidigungsweise del Patios anders aufgetreten. — „So, so, also unschuldig — und wenn ich Ihnen nun das Gegenteil beweisen wollte, so könnte ich als Zeugen nur van Zeen und den mexikanischen Feldtreiberlieutenant aufweisen und beide sind nun glücklicher — oder unglücklicherweise nicht mehr zu citieren. — Um — nun weiter. Ich sandte Ihnen am nächsten Tag einen schriftlichen Befehl, wie lautete der?“

„Auf dem Zettel stand: „Die Gefangene ist sofort nach Kriegsrecht zu beseitigen. Wenn ich nach dort komme, will ich sie nicht mehr lebend sehen!““

„Wirklich, lautete der Inhalt so?“

„Ganz wörtlich!“

„Gut, was thaten Sie nun?“ Ein finsterner, strenger Blick traf den Offizier voll in die Augen.

Mit fester Haltung erwiderte del Patio: „Meine Pflicht!“ Ein unbeugbarer, entschlossener Mut ließ ihn jetzt der Gefahr ruhig entgegensehen.

„Das will sagen?“ fragte Dupain wieder in erhöhtem Tone.

„Ich führte die Dame in den Wald und gab ihr den Rat, sich nie wieder der Gefahr auszusetzen, für eine Spionin angesehen zu werden, und ließ sie gehen!“

„Ah!“ schrie der Alte. Er sprang vom Stuhle auf und stellte sich, kerpengerade ausgerichtet, dicht vor den Offizier, diesen mit seiner Hünengestalt um mehr als Kopflänge überragend.

Mit dem Gleichmut, wie ihn nur die höchste Gefahr dem Krieger eingibt, hielt del Patio den furchtbaren Blick aus, der sich todesdrohend auf ihn heftete. Diese Ruhe schien dem grimmen Alten zu imponieren.

„Also das nennen Sie Ihre Pflicht?“

„Meine Pflicht als Caballero!“

„Und als Offizier?“

„Und auch als Offizier der kaiserlich mexikanischen Armee!“

Eine solche Kühnheit war Dupain noch nicht vorgekommen. Er trat einen Schritt zurück und besah den Mann von oben bis unten, der in streng militärischer Haltung wie eine Bildsäule stand.

Dupain wußte sich im Augenblick kaum Rechenschaft zu geben von dem, was ihn umgab. Um sich erst wieder zu sammeln, fuhr er in seinem Verhör fort:

„Wie kam es denn, daß Sie fast verzweifeln, als Sie erfuhren, daß die Spionin Ihre Braut wäre?“

„Mein Chef, ich hatte meine Braut noch nie gesehen. Mein Vater hatte sie dazu ausersehen, als ich auswärts war, und erst als ich aus dem Bilde zurückkam, erfuhr ich bei Ihnen durch van Zeen ihren wirklichen Namen; da ergriß mich ein namenloser Schrecken, als mir klar wurde, daß ich ausersehen war, meine Braut —“

„Pst, pst!“ machte Dupain, „wir kommen hier auf ein romantisches Gebiet, das nichts mit dem zu thun hat, was — Was gibt's schon wieder?“ unterbrach er sich selbst und richtete sich barisch an einen Chasseur d'Afrique, der eilig herangekommen und wartend in drei Schritten Entfernung von ihnen stehen geblieben war.

„Der General bittet den Herrn Chef, sofort zu ihm zu kommen!“

Die Störung konnte ihm nicht ärgerlicher kommen als gerade im gegenwärtigen Moment, aber del Patio atmete auf und murmelte ein Deo gratias.

„Wir sprechen nachher weiter, mein Herr Lieutenant!“ sagte der Alte kurz und begab sich auf den Weg. Langsam schritt der andere hinter ihm her in das Haus, wo eine eigentümliche Aufregung herrschte. Fremde Gestalten in mexikanischer Nationaltracht irrten, mit Waffen und Gepäckstücken beladen, in den langen Gängen des Gebäudes, als seien eben erst neue Gäste angekommen. Die hohen Flügelthüren des Speisesaales standen weit offen. Offiziere höheren Ranges kamen sporenklirrend die breiten Treppen herauf und begaben sich in den Saal, wo sich beim Eintritt Don Pedro schon eine zahlreiche militärische Gesellschaft aus allen Waffengattungen eingefunden, auch einige Herren in Zivil, die mit Bazaine sprachen. Mit freudigem Schreck erkannte del Patio auch seinen Vater unter ihnen, der soeben ein Schreiben entfaltet und den zuhörenden Offizieren vorlas. Diese nickten Beifall und zeigten zufriedene Mienen, nur der alte Dupain machte ein Gesicht wie eine Wetterwolke, die sich nicht entladen kann.

„Meine Herren,“ begann jetzt der General mit lauter Stimme, die auch den entferntest Stehenden deutlich wurde, „soeben kommt eine Botschaft Seiner Majestät des Kaisers Maximilian, die für die bisher von der französischen Armee geleisteten Dienste dankt und uns vorläufig nach der Hauptstadt zurückruft, da Seine Majestät hofft, die vollständige Pacificierung des Landes mit eigenen Mitteln zu vollenden, wenn wir den Rebellen Juárez niedergeschlagen haben werden. Möge dem Kaiser diese Hoffnung in Erfüllung gehen,“ fügte er ernst hinzu, doch klang ein wenig Ironie mit durch.

„Sodann,“ fuhr der Sprecher fort und hob mit ehrfurchtsvoller Feierlichkeit ein anderes Papier empor, „überreicht man mir eine Depesche unseres allergnädigsten Kaisers Napoleon, der befiehlt, den Anordnungen des mexikanischen Kaisers Folge zu leisten und uns nächstens zur Abfahrt nach Frankreich bereit zu halten.“

„Vive l'empereur — vive la France — vive le général!“ brauste es durch den Saal. Ueber die gebräunten Züge des Heerführers flog ein Schein stolzer Freude wie Wetterleuchten. Er dankte mit einer Verbeugung für die schmeichelhafte Kundgebung seiner Waffengefährten. Dann wandte er sich wieder den Herren zu, die die Botschaften aus der Hauptstadt gebracht.

Indessen war Don Pedro zu seinem Vater herangetreten, der ihn mit väterlichem Stolz begrüßte. Eilig wurden Fragen gestellt und beantwortet. Als Bazaine nun zu der Gruppe trat und den Bräutigam der Hausherrin erkannte, rief er in seiner jovialen Weise:

„O, da ist ja auch unser tapferer Contre-Guerilla und glücklicher Bräutigam!“

„Wie, Du Bräutigam — wie soll ich das verstehen?“ fragte etwas verblüfft der alte del Patio.

„Lieber Papa, Du wirst zufrieden sein, ich habe hier Lucinde del Laredo gefunden, durch die Gunst des Herrn Generals bin ich seit einer Stunde mit ihr verlobt! Ich erzähle Dir alles später. Lucinde ist in ihren Gemächern; komm, sie bedarf des väterlichen Beistandes!“

Damit zog er den Vater mit sich, dem diese freudige Nachricht, so überraschend sie ihm kommen mochte, die tiefen Sorgenfalten von der Stirn wischte.

„Ja, ja,“ murmelte er, „komm, mein Sohn, hier haben wir vorläufig nichts mehr zu thun.“

Als sie auf dem Korridor, außer Gehörweite der Gesellschaft waren, seufzte er tief und sagte:

„Mein Gott, was soll nun aus unserem Vaterland werden? Die französische Armee wird zu sehr unredlicher Zeit zurückgezogen; Gott und die Heiligen mögen den Kaiser schützen, wenn es nicht noch im letzten Augenblick gelingt, Juárez gänzlich zu vernichten.“

Am nächsten Tage war die ganze Einwohnerschaft Montereys auf den flachen Dächern versammelt, um zuzuschauen, wie die Truppen ihr Lager aufhoben und langsam nach Süden abzogen. So mancher fluchte und ballte die

Faust in der Tasche, als er sehen mußte, wie der Trock einen Haufen Güter mit sich schleppte, Früchte der Plünderung, die zu verbergen niemand der Mühe wert hielt.

Unter dem Schutze des Staatssekretärs del Patis zog auch die Braut seines Sohnes und dieser selbst hielt sich natürlich in nächster Nähe. Den erbetenen Abschied aus der Armee hatte er schon in der Tasche. Als er sich bei seinem Chef verabschiedete, blickte ihn dieser mit zweifelhafter Freundlichkeit an. Er konnte nicht unterlassen, dem Lieutenant, mit dem er die bewußte Angelegenheit noch gern erst nach seiner Art geregelt hätte, eine Mahnung mit auf den Weg zu geben.

„Sie können froh sein, mein verehrter Herr Lieutenant, daß Ihnen die Ereignisse so wunderbar zu Hilfe gekommen sind. Ohne diese Chance hätten Sie sicher noch meinem armen van Zeen und dem republikanischen Feltreiber Gesellschaft leisten müssen. Im übrigen wünscht ich Ihnen für die Zukunft alles Glück. Sie waren ja sonst ein unerschrockener Offizier. Wenn Sie wieder einmal unter meinem Kommando den Degen führen sollten, werde ich gewiß Sorge tragen, daß meine Befehle deutlicher ausgedrückt werden.“

Don Pedro lachte verbindlich.

„Darf ich hoffen, meinen verehrten Chef auf der Hochzeit wiederzusehen? Der General hat mir zugesagt, in Mexiko den Brautführer zu machen!“

„Nein, nein, mein Lieber, ich danke, so weit wollen wir die Versöhnung nicht treiben. Leben Sie wohl!“

Er begab sich zu seinen Leuten und bald blies die Trompeten zum Aufbruch. Er hatte die Kavallerie mit seinen Contre-Guerillas.

Eine Besteigung des Môle.

Von

Ludwig Grote.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Schon lange hatte er mich durch seine feste Haltung herausgefordert, dieser steile Felskoloß, welcher sich pyramidenförmig im Vordergrund des gewaltigen Amphitheaters erhebt, das die Montblancette bildet. So oft ich in Genf am Quai Paquis lustwandelte oder dort, wo das Braunschweiger Denkmal sich zwischen reizenden Anlagen erhebt, mich auf einer der roten Marmorbänke niederließ, immer war es der dunkle Kiese, der meine Blicke auf sich zog. Sei es nun, daß der Montblanc, von leichtem Duft umweht, sich in die ferne Ferne zurückzog oder sich ganz in Wolken hüllte, oder sei es, daß seine schneeigen Spitzen im hellen Sonnenschein leuchteten und in nächster Nähe zu ragen schienen, immer stand der Môle fest und herausfordernd, dunkel und drohend im Vordergrund, als wollte er sagen: Wer wagt es, meine Spitze zu erklimmen? Je kühner sein: Haltung, desto größer war für mich der Reiz, das Wagnis zu bestehen. Es gibt wohl unter den Reizenden, welche die Stadt Kaufhaus besuchen, nur wenige, welche dem Môle eine größere Aufmerksamkeit schenken. Zwar ihren Augen kann er nicht entgehen, der mächtige Bergkoloß zieht ganz von selbst die Blicke eines jeden auf sich, der sich dem Ufer des blauen Leman naht, aber mehr als ein flüchtiger Blick wird ihm kaum geschenkt. Selbst Bäderer weiß von ihm nicht mehr zu sagen als seinen Namen. Der Fremdenstrom wendet sich von Genf nach Chamounix, und wenn man, hoch oben auf der Diligence thronend, von Genf aus auf der staubigen Chaussee an der Arve dahinströmt, so hat man auf der ersten Hälfte des Weges den riesigen Môle beständig vor Augen, aber in Bonneville ändert sich die Scene. Die Straße windet sich zwischen den steilen Abhängen des Berges und den flachen Ufern des Flusses hin, man kehrt nun dem dunklen Bergriesen den Rücken und vergißt ihn über den weißen Schneefirn, die bald vor den erstaunten Blicken auftauchen. Wer aber, wie ich, in Genf den Môle jahrelang tagtäglich vor Augen hat, der kann der Versuchung nicht widerstehen, die nähere Bekanntheit des alten Burjchen zu machen, und da kann ich denn versichern, daß man sich droben nicht enttäuscht, sondern reich belohnt findet. Zwar ist man nicht wenig überrascht, wenn man die Entdeckung macht, daß man es nicht mit einer Pyramide, sondern mit einem langgestreckten Bergriesen zu thun hat. Was man von Genf aus erblickt, ist wie der Gabel eines niederländischen Bauernhauses, während man oben wie auf dem First eines Daches wandelt. Aber diese und ähnliche Ueberraschungen dienen nur dazu, den Genuß einer solchen Bergtour zu erhöhen. Ich meinerseits fand mich auf dem Gipfel des Môle für den vergessenen Schwanz reich belohnt und will daher die Besteigung dieses interessanten Bergriesen hier kurz beschreiben, um andere zur Nachfolge zu reizen.

Man kann die 1867 Meter hohe Spitze des Môle von Genf aus auch zu Fuß allenfalls in einem Tage erreichen. Allein dann muß man nicht nur droben in der Senkhütte übernachten, welche eine halbe Stunde unterhalb des Berggipfels liegt, sondern man muß den ganzen Tag auf den Beinen sein und darf sich auch während der glühenden Mittagsstunden keine Rast gönnen. Wir jagen es vor, die späten Abendstunden für den Marsch in der Ebene bis zum Fuße des Berges und die frühe Morgenzeit für den eigentlichen Anstieg zu benützen. Es war am 5. Juli, als wir abends um 5 Uhr von Genf aufbrachen, und die Sonne im Rücken, dem Môle entgegenwanderten, indem wir es ganz dem Zufall überließen, in welcher der vielen kleinen Ortschaften, die wir passiren mußten, wir ein Nachtquartier finden würden.

Meine Begleiter waren zwei muntere Genfer Gymnasten, Schüler des College, wie man in Genf das Gymnasium nennt, welche zwar den Môle selbst noch nicht bestiegen hatten, aber doch der nächsten Umgegend Genfs so weit kundig waren, daß sie als Führer bis zum Fuße des Berges dienen konnten. Wir folgten also nicht der staubigen Heerstraße, sondern schlenderten auf Seitenwegen durch Dörfer und Weiler, Felder und Wiesen nach Savoyen hinein. Es war ein herrlicher Sommertag und wolkenlos lag das Gebirge vor uns. Bald brach der Abend herein. Dunkel-

blau, fast schwarz stand der Môle vor uns, und hellrot wie eine Fackel flammte im Hintergrunde der Montblanc. Wenn er morgen sich auch so gnädig erwies und uns keine ganze Schönheit verschleierte, so wartete unser auf der Spitze des Môle eine genüßreiche Aussicht. Aber nirgends ist das Wetter wetterwendlicher als im Gebirge, und in der Schweiz geizt kein Gebirgszug mehr mit seinen Reizen als die Montblancette. Es gibt im ganzen nur wenige schöne Sommertage, wo sie sich völlig entschleiern, und erst in den klaren Herbsttagen kann man mit mehr Sicherheit die Beständigkeit des Wetters vorhersehen. Heute hatten wir einen guten Tag getroffen und wünschten nichts mehr, als daß das gute Wetter auch morgen stand halten möchte.

Bald nach 9 Uhr kamen wir an ein kleines Dorf. Ein Wirtshaus an der Straße lud zum Ueberrachten ein. Wir fragten, ob drei Gäste Herberge finden könnten, und wurden in eine große Kammer geführt, in der drei Betten standen; wir beschlossen, hier zu bleiben. Für das Nachtlager bezahlten wir jeder in voraus ½ Franken und bestellten dann, am andern Morgen um 8 Uhr gewest zu werden. Nachdem wir nur die Stiefel ausgezogen hatten, warfen wir uns angeleidet auf die etwas primitiven Betten; Rindergeschrei neben uns und Bauerngespräche unter uns hielten uns zwar noch bis 10 Uhr wach, dann wurde es still, und bald lagen wir im tiefsten Schlummer. Punkt 3 Uhr streckte der Wirt den Kopf zur Thür herein und rief: „Trois heures, messieurs!“ Rasch fuhren wir in unsere Stiefel und schlüpfen im Grauen der Morgendämmerung zum Hause hinaus. Die ganze Welt lag noch im tiefen Schlafe. Kühle Morgenluft wehte vom Gebirge herüber, das nur in dunklen Umrissen vor uns lag, aber es dauerte nicht lange, so traten die Bergformen deutlicher hervor, die Vogelstimmen wurden laut, die Hähne krächten, der Tag war erwacht. Eine gute Stunde waren wir etwa marschirt, als wir wieder an ein Dorf kamen. Eine Savoyardin, welche gerade die Hausthür öffnete, fragte ich, ob wir Milch bekommen könnten. Sie lud uns ein, auf der Bank vor dem Hause Platz zu nehmen, dann ging sie hin zu melken und brachte uns etwa 2 Liter warme, schäumende Milch, für die wir ½ Franken zahlten. Nachdem wir rasch die Milch mit dem feinen Genfer Weißbrot, das wir bei uns führten, verzehrt hatten, schritten wir rüstig vorwärts; denn wollten wir der Sonne zuvorkommen, so galt es, keine Zeit zu verlieren. Als wir aus dem Dorfe traten, stand der Môle in seiner ganzen dunklen Pracht vor uns. Tiefe Schatten bedeckten den Abhang, den er uns zulehrte, aber die Seitenränder zeichneten sich deutlich am Horizont ab und seine Spitze ragte so scharf in den Morgenhimmel hinein, als stände sie ganz nahe vor uns. Plötzlich schien es, als regte und bewegte sich droben etwas. Was war das? Es stieg Rauch auf. Deutlich konnte man wahrnehmen, wie eine kleine Rauchsäule sich in den Morgenhimmel hob, die scharfen Augen meiner jugendlichen Begleiter konnten sogar die helle Flamme züngeln sehen. Es waren also Bergfeuer oben, welche wahrscheinlich in der Senkhütte übernachtet hatten und nun aus dem höchsten Punkte des Bergriesen, wo sie den Sonnenaufgang beobachteten, aus mitgenommenen Holzstücken ein Feuer angezündet hatten, um die frostigen Glieder zu wärmen und sich vielleicht gar einen herzstärkenden Mokka zu bereiten; das spornete unsern Eifer an, so rasch als möglich diese steile Höhe zu erklimmen, wo andere Reisende schon in so früher Morgenstunde eingetroffen waren. Aber wir sollten noch manchen sauren Tritt thun, noch manchen Schweißtropfen vergießen, ehe wir unser Ziel erreichten.

Der ebene Weg hörte nun auf, und indem wir nur der Richtung folgten, wandelten wir steinige Pfade, die mehr einem auszetrockneten Flußbett als einem Wege glichen. Um 6 Uhr kamen wir in das letzte Dorf, das bereits am westlichen Abhange des Môle liegt und, wenn ich nicht irre, Bovere heißt. Hier galt es, einen kräftigeren Morgenimbis zu nehmen, der bis zur Spitze des Berges vordringen mußte. Allein ein Wirtshaus war in diesem kleinen Bergdorfe nicht ausfindig zu machen. Es gelang uns nur, für einige Sous ein Stück kräftiges Brot zu kaufen, das freilich dem Genfer Weißbrot nicht gleichkam, uns aber zu der mitgenommenen norddeutschen Rettwurst trefflich mundete. Ein Schluß aus dem Kohlenbrennen des Dorfes vollendete unser Frühstück. Dann ging es rüstig vorwärts und aufwärts, denn nun begann das Steigen. Es ging „kneulings“, wie man im Berner Oberlande sagt, das heißt so, daß man nicht nur mit den Sohlen, sondern zugleich mit den Knien den Boden berührt. Meine jugendlichen Begleiter, von brennendem Eifer beieert, die Spitze zu erreichen, sprangen wie Genshen die steilen Abhänge hinan, indem sie auch jetzt nur der Richtung folgten und, ganz pfadlose Wege einschlagend, über mir im Waldgebirge verschwanden. So rasch konnte ich nicht mitkommen; zudem wählte ich, wie bitter man oft im Gebirge getäuscht wird, wenn man nicht dem betretenen Pfade, sondern nur der Richtung folgt; denn da öffnen sich plötzlich tiefe Abgründe, von denen man zuvor nichts geahnt hat, und man muß nun ebenso tief wieder hinabsteigen, als man vorher hinaufgekommen ist, oder wohl gar ganz umkehren. Ich beschloß also, auf den Felsadwegen zu bleiben, die ganz um den Môle herumführen und auf denen man zwar nur langsam, aber sicher von der entgegengesetzten Seite zum Ziele gelangt. Ich suchte und fand sie. Auf betretenem, nur allmählich ansteigendem Pfade ging ich um den Bergkoloß halb herum. Die Luft war entzückend rein und leicht, Bäume und Kräuter atmeten frische Würge aus, und die Sonne, die anfangs noch hinter dem dunklen Bergkoloße stand, beschäftigte mich noch nicht. Die Aussicht wurde immer schöner, aber sie erstreckte sich nur auf die nächste Umgebung des sich aus der Höhebene erhebenden und nach allen vier Seiten hin freistehenden Bergriesen. Auf den anderen Bergen rings umher hingen graue Wolken und von der Kette des Montblanc war keine Spur zu entdecken. Zweimal kam ich an eine Quelle voll kühler, köstlicher Flut und trank mich satt, wie ich es lange nicht gethan, denn in Genf gibt es bekanntlich nur Rhonewasser zu trinken. Dann führte der Weg in dichtes Gebüsch, wo jede Aussicht verschlossen war. Aber ich sah die beständig ebenen, festen Boden unter den Füßen und merkte daran, daß ich auf rechtem Wege war. Mutterseelenallein wand ich mich durch die dichten Zweige. Endlich hörte ich Menschenstimmen. Drei Burjchen begegneten mir, volle Stränge von Alpenrosen an den Hüften. Sie bestätigten mir, daß ich auf dem rechten Wege zur Senkhütte sei. Als ich aus dem dichten Gebüsch nun ins Freie trat, wandte sich der Pfad wieder aufwärts, ziemlich steil ansteigend, zog er sich um eine Schlucht herum. Jenwärts derselben stieg ich neuerdings auf drei Wanderer und ließ mir von denselben den Weg beschreiben. Er bot keine Schwierigkeiten und ich würde

ihn auch ohne die Wegweiser gefunden haben. Bald erreichte ich die Senkhütte, die eine halbe Stunde unterhalb des Gipfels auf einem Bergvorsprung liegt. Der Senner empfing mich freundlich und reichte mir eine Schale Milch, für die ich 20 Centimes zu zahlen hatte. Das Brot, was ihm leider ausgegangen; aber wenn ich wieder vom Gipfel zurückkäme, sollte auch Brot da sein. Der Knabe des Senners bot sich zum Führer an. Ich lehnte es ab, denn der Gipfel lag nun so nahe und klar vor mir, daß ich jetzt eines Führers noch weniger zu bedürfen glaubte als bisher. Und in der That, wenn ich die nächste, ganz mit Blumen bedeckte, aber steile Bergwand hinaufgekommen wäre, so wäre kein Wegweiser nötig gewesen. Aber der Kopf des Riesens mußte noch ebenso umgangen werden wie sein Rücken, und zwar jetzt in entgegengesetzter Richtung, und da sollte ich denn auf dieser letzten letzten Strecke die alte Erfahrung machen, daß im Gebirge jede Viertelstunde die Scenerie eine andere ist und daß man daher nie weiß, ob man nicht in der nächsten Viertelstunde eines Führers dringend bedürftig ist. Ich wand mich also nun wieder um den Berg zurück, indem ich auf schmalen Pfaden, welche die Röhre in den ziemlich steilen Abhang getreten hatten, aufwärts kletterte. Bald betrat ich die Region der Alpenrosen, welche in äppigster Fülle eine weite Strecke bedeckten, dann kam ich an ein Ellerngebüsch, durch welches sich eine Regenrinne gerade aufwärts zog. Der Weg ging hier steiler aufwärts, wie in der Richtung eines Daches, an beiden Seiten von den überhängenden Erlen bedeckt. Da sollte ich hinauf? Es schien mir unmöglich, diesen steilen Abhang zu erklimmen. Ich überschritt also die Regenrinne und hoffte einen sanfter ansteigenden Felsadweg zu finden; es waren auch deutliche Spuren eines Weges sichtbar. Anfangs führten dieselben durch ein Gebüsch, das aus Erlen und Alpenrosen gemischt war, dann kam eine feuchte, moorige Partie, die ganz mit großblättrigem Hufschattig bedeckt war. In diesen Stellen lag der Tau auf den großen runden Blättern. Der Pfad wurde immer schwieriger und führte an schwindelnden Abhängen vorbei. Verlor ich mich an dem Hufschattig zu halten, so brachen die troffenen Stiele sogleich ab; wo ein menschlicher Fuß sie gestreift hatte, waren sie alle eingesnickt. Endlich verlor sich jede Spur eines Weges und ich sah mich genötigt, umzukehren. Glücklicherweise gelang es wieder an das Erlengebüsch und an die Regenrinne, die sich durch dasselbe aufwärts zog. Es war klar, daß ich hier hinauf mußte, wollte ich nicht wieder ganz zur Senkhütte zurückkehren. Ich versuchte es also, in diesem Krachen aufwärts zu klimmen; aber das war keine Kleinigkeit; denn so steil war der Abhang, daß ich alle Augenblicke in Gefahr war, das Gleichgewicht zu verlieren und zurückzufallen; ich mußte mich förmlich an den Erlenblättern aufwärts ziehen. Dazu brannte die Sonne mir jetzt so heiß auf den Schädel, daß der Schweiß mir in dicken Tropfen von der Stirne rann. War ich einige Minuten vorwärts gekommen, so mußte ich mich niederlegen, denn meine Knie zitterten und der Atem wollte mir schier ausgehen. Zum Glück war der Abhang nicht sehr lang. Es schien mir, als würde ich bald einen Bergriesen erreichen, aber was sich hinter demselben erhob, davon hatte ich keine Ahnung. Auf einmal hörte ich Menschenstimmen über mir. Auch ich machte mich nun durch einen ausgeflossenen Jauchzer bemerklich und sofort wurde mir von oben geantwortet: „Sie da, Herr Doktor? O, kommen Sie, kommen Sie! Wir sind in der Schneeregion, wir haben unsere Flasche mit Schnee gefüllt, der rasch zerthaut. Er ist sehr kühl und stillt den Durst köstlich.“ Es waren meine beiden Begleiter, die mich am Fuße des Berges so treulos verlassen hatten. Sie hatten eher als ich die Spitze erreicht und waren nun schon wieder im Abstieg begriffen. Dafür hatten sie aber auch viel größere Anstrengungen gehabt, waren bergauf und bergab gegangen, hatten weder Quellwasser, noch Milch gefunden und waren endlich froh, sich mit etwas geschmolzenem Schneewasser laben zu können. Ich erreichte bald die Höhe, auf der sie mich erwarteten. Vor mir erhob sich die letzte Spitze. In 15 Minuten, meinten sie, würde ich oben sein, und bis ich zurückkehrte, wollten sie hier rasten und auf mich warten. Aber ich begriff sofort, daß ich mindestens noch eine halbe Stunde nötig hatte, um den Gipfel zu erreichen, und war ich einmal oben, so wollte ich mich nicht mit einem flüchtigen Blick begnügen. Ich wollte mindestens eine Stunde auf dieser stolzen Höhe verweilen und die Aussicht recht genießen, deshalb erklärte ich den beiden jungen Burjchen, sie könnten hier nicht auf mich warten, und da sie allein und ohne mich sich herausgefunden hätten, so würden sie nun auch wohl allein den Rückweg finden. Dagegen konnten sie nichts einwenden. Es war 11 Uhr, als wir schieden. Nun galt es noch, die letzte Anhöhe zu nehmen. Sie war minder steil als der Erlenabhang; aber das Ende trägt die Last, die Sonne schien immer heißer, die Junge kletterte am Gaumen und alle fünf Minuten mußte ich Halt machen, um mich auszurufen.

Seitwärts in einer Senkung lagen die letzten Spuren eines Schneefeldes. Vielleicht war es daselbst, das man noch im Rai deutlich von Genf aus sehen konnte und das täglich kleiner wurde, bis es eines Tages ganz verschwand. Ich stieg 15 bis 20 Fuß zu dem Schnee hinunter; er war hart und grobkörnig und so fast, daß meine Finger von der Berührung gleich zu kribbeln angingen; auch für die nach Labung lechzende Junge war er zu kalt, aber ich gab etwas von dem Schnee zu dem Rotwein, der sich noch in meiner Flasche befand. Schnee und Rotwein, das gab ein herrliches Getränk! Ich leerte den Rest der Flasche und füllte sie dann ganz mit Schnee. So gestärkt, nahm ich den letzten Anlauf, und noch vor Mittag war die höchste Spitze des Môle erreicht; aber sie glich nicht, wie ich in Genf geglaubt hatte, einer Pyramiden Spitze, sondern einem Dachfirst, der sich mehrere hundert Schritte weit von Westen nach Osten hinzieht. In dem ich nun auf dem schmalen Bergriesen hinschritt, fiel mein Blick am äußersten Ende desselben auf einen Aushausen, neben dem noch ein nur halb verbranntes Holzstück lag. Es waren die Spuren von dem Feuer, das wir heute morgen früh um 4 Uhr unten im Thal beobachtet hatten. Das war also die Westseite des Bergriesens, die Giebelwand, die man von Genf aus erblickt. Nach der entgegengesetzten Richtung, nach Osten, mußte der Montblanc liegen. Aber vom Montblanc war keine Spur zu entdecken: dicke Wolkenschichten verbargen ihn meinen Blicken. Wäre der Horizont klar gewesen, so hätte ich westwärts bis zum Genfer See blicken können, und im Osten hätte der Montblanc einen prachtvollen Anblick darbieten müssen. Nun aber lag hinter mir nur das tiefe Bergthal und vor mir standen die riesigen Berggipfel, welche diesseits des Montblanc den Môle in einem Halbkreis umlagerten. Rausche von ihnen, obwohl Berge von ganz

ansehnlicher Höhe, lagen tief unter mir, denn ich stand fast 6000 Fuß hoch. Unten das Gelände mit der Arve und seinen Nebenflüssen, Giffre und Menoge, welche den Bergriesen völlig isoliren, mit den weißen Chaussees, den grünen Wiesen und Wäldern, den Dörfern und Landhäusern — ein wundervoller Anblick. Südlich,

nach der Arve zu, fällt der Bergriesen ziemlich allmählich ab. Da lag nicht weit unter mir die Sennhütte, wo ich vorhin gerastet hatte. Sie war nur durch einen blumigen Abhang von mir getrennt, und doch hatte ich einen Umweg von zwei Stunden machen müssen, um von dort aus die Höhe zu gewinnen. Weiter unten

aber, in graufiger Tiefe, erblickte ich am Ufer des Flusses das Städtchen Bonneville. Auf der andern Seite, der Nordseite, bestand der Bergriesen aus kahlen Felsen, die fast senkrechte Abgründe bilden. Als ich mich satt gesehen hatte, legte ich mich nach der Südseite zu auf den grünen Abhang, der ganz mit



Oberländer Wirt (Oesterreich). Originalzeichnung von A. Greil. (S. 620.)

Blumen besät war. Tiefblaue Bergfarnblätter und große gelbe Ranunkeln standen auf dieser Höhe, die von unten so kahl und nackt aussieht, rings um mich her in üppigster Fülle. Ich lag hier wie auf einem Blumenteppeich. Die Luft war himmlisch; war ich doch auch dem Himmel so nahe. Die Sonne brannte

heiß, und doch war es hier oben so frisch, so erquicklich, als atmete man Waldesluft. Ein kühler Wind wehte so stark, daß ich meine Reisetasche auf den Hut legen mußte, damit dieser nicht in den Abgrund rollte. Ich schloß die Augen und träumte. Gern hätte ich bis zum Abend hier gelegen; aber ich hatte noch

einen weiten Rückweg vor mir. Ich stieg nun den Abhang bis zur Sennhütte direkt hinab und erreichte diese in 20 Minuten. Das war schnell gegangen; dafür triefte ich aber auch von Schweiß. Ich fühlte, daß mir etwas Warmes gut bekommen würde. Wollte ich aber etwas Warmes genießen, so mußte ich es mir selbst be-

reiten. Ich ließ mir also für 2 Sous Milch geben und setzte sie in einem eisernen Topfe aufs Feuer. Dann zerbröckelte ich einige kleine Tafeln Chokolade und that sie hinein. Ferner ließ ich mir für 6 Sous drei Eier geben und rührte das Gelbe des einen Eis an die Chokolade. Als diese fertig war, wurden die beiden

anderen Eier rasch geelottet. Endlich kaufte ich mir noch für 1 Sou Brot. So hatte ich eine schöne Chokolade, wozu ich die beiden weichgekochten Eier mit einem Rest Weizmehl verzehrte. Besser hätte mir ein Diner im elegantesten Hotel nicht munden können als dieses einfache Mahl in der Sennhütte, das noch

nicht einmal einen halben Franken kostete. Nach kurzer Rast trat ich den Rückweg an. Ich überfah von der Sennhütte alle Windungen des Weges und glaubte mich mit Leichtigkeit wieder zurückfinden zu können, allein ich sollte auch diesmal erfahren, daß ein Weg, der aufwärts geht, meist leichter zu finden ist, als der



Oberländer Molklerin (Oesterreich). Originalzeichnung von A. Greil. (S. 620.)

Rückweg. Anfangs hatte ich die Gewißheit, auf demselben Wege zu sein, auf dem ich gekommen war. Auf einmal kam ich an einen kleinen Wasserfall; hier war ich auf dem Herwege nicht gewesen. Noch keine fünf Minuten konnte ich vom rechten Wege abgekommen sein. Aber wieder umzukehren, wieder aufwärts zu

steigen, das war unthunlich. Es mußte der Weg nach Bonneville sein, den ich eingeschlagen hatte, also in Gottes Namen weiter. Auf diesem Wege ging es viel steiler abwärts, die Schluchten waren hier viel wider, und bald hatte ich über mir so hohe Felswände, daß ich, zurückschauend, mich fragte, ob ich wirklich

dort oben gewesen sei. Nach einiger Zeit kam ich an mehreren Bauernhäusern vorbei, aber noch lag Bonneville in ungeheurer Tiefe. Nun wurde der Pfad immer steiniger, immer rauher, immer kahler. Die Sonne sandte glühende Strahlen hernieder, die von den nackten Felswänden zurückprallten. Kein Baum,

kein Strauch, noch weniger eine Quelle zeigte sich. An Rasten war in dieser heißen Steinwüste nicht zu denken, unauffällig ging es vorwärts. Ein solcher Abstieg geht rasch, aber auf die Dauer zieht er in die Kniee. Die Sonne wurde immer lästiger, die Kniee immer müder, die Tritte immer unsicherer. Bald stieß ich an einen Felsblock, bald trat ich fehl, kam ins Rutschen, mußte mich festhalten, und jeder Ruck schoß durch den ganzen, in höchster Anspannung befindlichen Körper. Hitze und Ermüdung nahmen zu, und doch kein Pflanz, der zum Stehen einlud. Endlich schimmerte ein rotes Dach aus schattigen Bäumen. Noch eine kurze Strecke und ich sank im Schatten eines großen Walnußbaumes auf den saftigen Rasen nieder, dicht neben einem stehenden Brunnen, dessen Wasserstrahl faustdick aus dem Berge schoß. Es war eine Parforcecour, die ich gemacht hatte. Mein ganzes Blut war in Wallung und ich bedurfte der Ruhe, um wieder zu mir selbst zu kommen. Ich schloß die Augen und kümmerte mich in meiner tiefen Ermattung nicht um meine Umgebung. Plötzlich war mir, als regte sich etwas neben mir, ich öffnete die Augen und erblickte einen jungen Hund, der mich beschnupperte. Eine rasche Ohrfeige reichte hin, um ihn zu vertreiben, dann schloß ich wieder die Augen und war nahe daran, einzuschlafen. Plötzlich spürte ich, daß sich wieder etwas neben mir regte. Ich dachte an den Hund und mußte nicht, ob ich träumte oder wachte; aber nun vernahm ich einen grunzenden Ton, und als ich die Augen aufschlug, erschraf ich nicht wenig, denn dicht neben mir stand ein großes schwarzes Schwein, das einem Bären nicht unähnlich war. Diente doch das Wort „Bär“ bei unseren Altvordern ebensowohl zur Bezeichnung des Wildschweins oder des Ebers als des eigentlichen Bären. Diese Bestie, welche die nähere Bekanntschaft des fremden Gastes zu machen suchte, hätte mich gar übel belauern können. Da ihr Rüssel nahe daran war, mit meiner Nase in Berührung zu kommen, so konnte ich von Glück sagen, daß ich noch rechtzeitig erwachte; denn ohne Zweifel würde sie meine Nase für einen sehr ledernen Bissen gehalten haben. Entsetzt sprang ich auf; aber das garliche Vieh machte sich nichts daraus, kaum durch Stodhiebe konnte ich es vertreiben. Zwar legte ich mich wieder nieder, wagte es aber doch nicht mehr, mich unbefürchtet um meine Umgebung der Ruhe zu überlassen. Auch fesselte bald ein anderes Bild meine Aufmerksamkeit, denn eine Frau kam aus dem Hause, ging an den tiefen steinernen Brunnen, zog ihre Schuhe aus, stellte die nackten Füße auf den Rand des Troges, wusch sich die Beine bis zu den Knien und schwenkte sie dann im Brunnen troge ab, während ich, nur drei Schritte von ihr entfernt, auf der Erde lag. „Ländlich, still!“ dachte ich und sah ihrem Gesichte schweigend zu. Dann kehrte sie ins Haus zurück, kam aber bald mit zwei Zinckern wieder, um Wasser zu holen, und nun konnte ihre weibliche Neugierde es nicht unterlassen, mit mir ein Gespräch anzuknüpfen, indem sie mich nach dem Woher und Wohin fragte. Jetzt war es aber auch für mich Zeit, aufzubrechen und vollends bis zur Thalsole hinaufzusteigen. Es war freilich erst 3 1/2 Uhr. Wie war es möglich? Ich hatte doch lange am fahlen Brunnen im Schatten des großen Walnußbaumes geruht! Wie war ich nur so rasch von dieser steilen Höhe heruntergekommen und wie war ich hinaufgekommen? Wenn ich von dieser Seite hinaufblickte, so schien es mir fast unmöglich, diese schwindelnde Höhe zu erklimmen. Und doch war ich vor wenigen Stunden noch oben gewesen und hatte dort auf der höchsten Spitze die Blumen gepflückt, die ich an meinem Güte trug. Fast war mir wie einem Träumenden, als ich weiterschritt. Das Städtchen Bonneville liegt wundervoll an der Krone zwischen dem Mole und einem ebenso hohen und steilen Bergrücken am andern Ufer des Flusses. Als ich unten auf die Chaussee kam, traf ich mit zwei französischen Rothhosen zusammen; diese jagten mir, um 4 Uhr könnte ich in Bonneville sein, und sie glaubten, daß dann noch ein Omnibus nach Genf abginge. Ich besaß also meine Schritte und langte auch um 4 Uhr in Bonneville an; aber es ging weder Post noch Omnibus. Unverhofft machte ich mich also zu Fuß auf den Weg und pilgerte der sinkenden Sonne nach. Aber wie anders war es hier unten auf der staubigen Heerstraße als droben auf der ragenden Höhe, nach der ich noch öfter sehnsüchtig zurückblickte! Links die Krone, rechts Weinberge, Wiesen, Gärten, so ging es an Dörfern und einzelnen Gehöften vorbei. Der Salève schien vor mir zu stehen; endlich holte ich ihn doch ein und kam ihm näher. Als ich in Anemasse war, schlug es 9 Uhr. Ich hatte immer noch gehofft, unterwegs eine Fahrgelegenheit zu finden; vergeblich! Jetzt war meine ganze Hoffnung darauf gerichtet, in Ghène wenigstens noch den letzten Tramway zu erreichen, der um 10 Uhr von dort nach Genf abgeht. Ich besäugelte meine Schritte und kam atemlos in Ghène an. Dieses schreckliche, endlose Nest mit den langen, schlechtgepflegten Straßen! Aber so weh mir auch jeder Schritt auf den spigen Pflastersteinen that, unauffällig eilte ich vorwärts. Ganz erschöpft erreichte ich das andere Ende des handwurmartigen Städtchens, und siehe, da hatten noch die beiden letzten Wagen, gerade zur Abfahrt bereit. Ich stürzte darauf los, sprang in den hintersten Wagen in dem Momente, wo er sich in Bewegung setzt, und sinke erschöpft auf die leere Bank nieder. Ein Viertel nach 10 Uhr stieg ich in Genf auf der Place de Bonivard aus und froh dann mehr, als daß ich ging, die Treppen hinauf, die zur Höhe von Saint Pierre hinauf führen. Seit 3 Uhr war ich auf den Weinen gewesen, 17 Stunden lang, von denen ich nicht viel mehr als 2 Stunden geruht hatte. Noch 3 Tage lang lag mir der Mole in allen Gliedern; aber ich bereute es nicht, ihn bestiegen zu haben. Auch ohne Aussicht auf den Montblanc lohnt es sich der Mühe, diesem dunklen Niesen, den man mit Recht Montnoir nennen könnte, einen Besuch abzuhalten.

Der Prinzregent von Bayern.

(Porträt S. 613.)

In höherem Alter berief ein seltsames Schicksal den Prinzen Luitpold von Bayern zum Regenten seines Vaterlandes. An Stelle des unglücklichen Königs Ludwig II. mußte, wie bekannt, nach dem Gehege Prinz Otto, der Bruder des Verstorbenen, König von Bayern werden. Da dieser im achtunddreißigsten Jahre stehende Prinz jedoch seit seinen Jünglingsjahren schon geisteskrank ist, so fiel die Regentschaft an Prinz Luitpold, einen Sohn Ludwigs I., den Onkel der beiden unglücklichen Fürsten. Prinz Luitpold von Bayern, mit den weiteren Vornamen Karl Joseph Wilhelm Ludwig, regiert also nunmehr namens seines verfassungsgemäß zum König ausgerufenen Neffen Otto. Der Prinzregent ist als dritter

Sohn König Ludwigs I. am 21. März 1821 zu Würzburg geboren. Seine älteren Brüder haben beide auf ihren Häuptern königliche Kronen getragen, Maximilian die von Bayern, Otto († 26. Juli 1867) die von Griechenland. Mehr noch als sie beide hat Luitpold die vom Vater ererbte lebhafteste Vorliebe für die bildenden Künste und ihre schaffenden Vertreter beibehalten. In den Ateliers aller namhafteren und begabteren Maler und Bildhauer Münchens war er jederzeit ein eifriger, freundlicher und hochgeschätzter Besucher; auch liebte er es, des öfteren erlesene Künstlerkreise zur Tafel zu ziehen. Im vertraulichen Verkehr mit den also ausgezeichneten legte er eine umfassende Vertrautheit mit den gesamten künstlerischen Bestrebungen der Gegenwart und eingehendes Verständnis für dieselben an den Tag. Er war es, der seit langen Jahren bei allen größeren künstlerischen Veranstaltungen innerhalb der bayerischen Hauptstadt, namentlich bei den internationalen Kunstausstellungen, in Vertretung seines getränten Neffen das Protektorat auszuüben pflegte. Von dem feinsinnigen, vielseitig gebildeten Fürsten ist wohl zu erwarten, daß er auch die Tugenden eines Regenten nunmehr, da ihm die Gelegenheit dazu geboten und das Wohl und Wehe des Landes ihm in erster Linie ans Herz gelegt ist, in umfassender Weise entfalten wird.

Der Ausbruch des Aetna.

(Bild S. 620.)

Der Aetna auf Sizilien, der größte Vulkan Europas, hat jüngst wieder Schrecken und Verheerung bei den Bewohnern der paradiesisch schönen Gefilde am Fuße dieses Bergriesen verbreitet und die Aufmerksamkeit und Teilnahme der ganzen zivilisierten Welt nachgerufen. Wir geben hier ein nach der Natur aufgenommenes Bild des Ausbruchs und wollen dies mit den Worten eines Augenzeugen umrahmen.

Am 18. und 19. Mai verspürte man am Südrande des Aetna, welcher etwa 30 Kilometer von der an der Ostküste Siziliens gelegenen Stadt Catania entfernt liegt und sich bis 3313 Meter über den Meeresspiegel erhebt, einige Erdstöße. Diesen folgte am Nachmittage des 19. ein heftigerer, und der Hauptkrater des Aetna entbande eine starke Rauchwolke gen Himmel. In der darauffolgenden Nacht um 11 Uhr 30 Minuten spaltete sich, südlich des Hauptkraters, fast genau in der halben Entfernung von diesem bis Nicolosi, einem kleinen, ungefähr 15 Kilometer nördlich von Catania gelegenen Städtchen, der Boden, und unter heftigem Ausfluß von glühender Lava entstand hier ein neuer Krater, welchem sich nach Süden hin ein kleinerer Krater zugesellte. Im Laufe des Ausbruchs ist dieser neue Krater nach Schätzung bis über 200 Meter emporgewachsen, eine Angabe, welche durchaus nicht übertrieben ist, vielmehr den Beobachtungen bei früheren Ausbrüchen entspricht. Beispielsweise hat sich der Monte Rossi, Krater vom Jahre 1669, von 750 Meter auf 950 Meter, der Monte Nero von 1500 Meter auf 1740 Meter erhoben und so weiter. Die Erhöhung des Kraters geschieht durch das Erstarren der ausfließenden Lava, und wenn die dadurch gebildete Außenböschung eine zu steile Neigung erhält, so wälzt sich ein Teil der Lava dem Abfall des Geländes und der größeren oder geringeren Thätigkeit des Kraters entsprechend weiter. Von vorstehenden Bedingungen ist auch die Geschwindigkeit des Lavaströmes abhängig; beim Beginn des Ausbruchs betrug dieselbe durchschnittlich 20 Meter in der Stunde, steigerte sich jedoch am 26. und 27. Mai bis zu 70 Meter in der Stunde; gerade zu diesem Zeitpunkt war unser Berichterstatter an Ort und Stelle ungefähr 30 Meter vom Fuß des Lavaströmes entfernt. Die Lavawand zwischen den erfolglosen Kratern, dem Monte Julara und dem Monte Pagano, hatte etwa die Breite von 1 Kilometer, aber die den Monte Rocella umgebenden Ströme ließen sie mehr als doppelt so lang erscheinen. Die Höhe des Lavaströmes betrug durchschnittlich 12 bis 15 Meter, erhob sich aber an vielen Stellen zu einzelnen Kegeln oder Kluppen von 20 Meter Höhe. Die gesamte Länge des Stromes nach dem Stillstande betrug bei einer durchschnittlichen Breite von 1 Kilometer rund eine deutsche Meile.

Man muß sich die Lava nicht etwa nach dem üblichen Ausdruck: „sie siede“, als eine Masse geschmolzenen Metalles vorstellen, viel richtiger ließe sie sich mit einem ungeheuren Berg glühender Kohlen vergleichen. Von diesem Berg lösen sich nun von Zeit zu Zeit Blöcke von dem kubischen Inhalt eines Zimmers mittlerer Größe ab, andere Massen stürzen gleich jenen krachend nach und hinterdrein rieselt prasselnd ein glühendes Geröll. Die Glut ist ungeheuer, Bäume, Sträucher, Weinstöcke und so weiter, deren Fuß die Lava nur eben berührt hat, flammen in Ru bis zum Wipfel auf und sinken nach wenigen Sekunden als Klümpchen zusammen; dürr und trocken ist schon vorher alles von der niedergefallenen Lavaasche, in die man stellenweise mehr als fußtiefe einsonk. Der Hauptkrater, aus der Nähe des Klosters San Nicola betrachtet, zeigte eine ziemlich regelmäßige Kegelform und wurde, wie bereits erwähnt, auf seiner südlichen Abdachung von elf kleineren, deutlich sichtbaren Nebenkratern umgeben. Die Thätigkeit der letzteren beschränkte sich auf das Auswerfen von Lava, während der Hauptkrater aus seiner Oeffnung unter beständigem Donner, Scheinbar bis zum Himmel, Feuergeraden, Steinblöcke, Sand und Lava emporstieberte; die ihm entstömende Lava glich flüssigem Golde.

Die Thätigkeit des Kraters begann am 31. Mai zu erlahmen, doch war die Gefahr für Nicolosi noch derartig, daß man den Ort vollständig räumen ließ und ihn durch einen Militärordon absperrte. Schon in den Tagen vorher zogen Wittprostitutionen mit den Statuen der betreffenden Schutzheiligen der umliegenden Orte durch die von der Lava bedrohten Felder, namentlich aus Nicolosi, unter dem Rufe: „Erviva Sant' Antonio!“ Der Erzbischof von Catania brachte den wunderthätigen Schleier der heiligen Agathe nach Nicolosi, und diesem Umstande wird von der Bevölkerung besonders das Stillstehen des Lavaströmes zugeschrieben. Dieser Schleier soll nach der Legende im Jahr 1669 die Stadt Catania vor dem Verderben gerettet haben, denn als man ihn vor dem Lavaström, der gerade auf die Stadt zufließte, ausbreitete, lenkte dieser ab und floß seitwärts hart westlich der Stadt ins Meer; an der Ostseite der Stadt war im Jahr 1381 ebenfalls ein Lavaström ins Meer gestossen.

Erwähnt sei noch in Betreff der Ausbreitung des Aschenregens bei dem Ausbruch, daß sich derselbe bei Südwind bis nach Messina, das heißt fast zehn deutsche Meilen weit, erstreckte und daß die Straßen dajelbst hievon ein schwarzes Aussehen hatten.

Um die Freiheit.

Erzählung

von

L. Maurice.

(Schluß.)

Raily sah lächelnd zu, wie fast im Handumdrehen ein halbes Duzend Flaschen geleert wurde; es eilte ihm noch nicht mit dem Spiel.

Da schlug Koronow auf den Tisch und herrschte: „Mische!“ Jener willfahrte, reichte dem Gegner die Karten zum Abheben und verteilte sie, worauf die Partie ihren Anfang nahm. Gespannt verfolgten die übrigen deren Gang und jubelten laut, wenn Koronow einen guten Stich machte. Derselbe hatte vortreffliche Karten bekommen und blieb im Gewinn.

„Da,“ rief er schließlich triumphirend und warf sein Spiel hin, „dreihundertundzwanzig, dreihundertundvierzig, dreihundertundachtzig, vierhundert Points!“

Seine Freunde brachen in ein Freubengeschrei aus.

Ohne eine Miene zu verziehen, reichte der Irländer dem Grafen ein Paket Banknoten und eine neue Partie begann, die Koronow abermals gewann; ebenso eine dritte und vierte.

Inzwischen war weiblich getrunken worden. Die Russen wurden immer berauschter, während Raily, der kaum an seinem Glase genippt hatte, seine Ruhe und Kaltblütigkeit bewahrte.

„Hei,“ schrie Koronow, „Dir will ich einmal zeigen, was es heißt, mit einem russischen Großen zu spielen! Hunderttausend Rubel die nächste Partie!“

„Hunderttausend Rubel, gut,“ stimmte der andere zu, worauf unter atemlosem Schweigen ein neues Spiel anging.

Koronow war, wie es schien, diesmal mit den ihm zugefallenen Karten nicht zufrieden. Sein Gesicht verfinsterte sich und wurde immer düsterer, als sein Gegner Stich auf Stich machte.

Plötzlich stieß der Graf einen schweren Fluch aus. Er hatte verloren. Die gewonnenen hunderttausend Rubel wanderten wieder zu Raily zurück.

„Zweimalhunderttausend Rubel die nächste Partie!“ brüllte der Russe.

„Zweimalhunderttausend, gut,“ acceptirte der Irländer. Fünf Minuten darauf hatte der letztere abermals gewonnen.

Der Graf riß ein Blatt Papier aus seinem Taschenbuch, schrieb mit zitternder Hand darauf: „Gut für zweimalhunderttausend Rubel. Koronow,“ reichte es Raily und geödet mit glühenden Blicken:

„Nochmals um den gleichen Betrag!“

Er verlor aufs neue und schrie einen weiteren Bon.

„Biermalhunderttausend die Partie!“ leuchtete er dann.

„Ich ruhe nicht, bis ich Dich bettelarm heimische!“

Raily nickte nur wieder und mischte ohne die geringste Erregung von neuem. Die Zuschauer staunten die eberne Ruhe des Mannes mit unverhohlener Bewunderung an.

Nach weiteren fünf Minuten war Raily abermals viermalhunderttausend Rubel reicher.

„Möchten Sie heute nicht aufhören, Herr Graf?“ fragte er höflich. „Sie sind einmal im Verluste. Ich siehe jederzeit wieder zu Diensten.“

Die ganze ungezügelte moskowitzische Wildheit kam aber jetzt bei Koronow zum Durchbruch.

„Willst Du Deinen Gewinn wohl sichern?“ schäumte er. „Aber so haben wir nicht gewettet! Du spielst weiter, oder ich schieße Dich wie einen Hund, der Du bist, auf der Stelle nieder!“ Damit riß er eine Pistole aus seinem Gürtel und richtete sie auf den Irländer.

Dieser zuckte mit keiner Wimper. Nur sein durchdringendes Auge funkelte den Trunkenen an und kalt versetzte er:

„Ich entschuldige die Beleidigung mit Ihrem Zustande. Ich meinte es gut, werde Ihnen aber natürlich, wenn Sie es nicht anders wollen, zu Diensten sein. Allein ich mache jetzt die Spielbedingungen; um Geld spiele ich nicht mehr.“

„Um was dann?“

„Um eines Ihrer Dörfer.“

„Meinetwegen.“

„Das Dorf Kascha gegen eine Million Rubel.“

Koronow war so vom Spielteufel und dem Geiste des Champagners beherrscht, daß es ihm nicht befiel, darüber nachzudenken, weshalb sein Gegner gerade auf den bezirchneten Ort komme und ob Raily vielleicht noch eine Nebenabsicht mit seinem Vorschlage verbinde.

„Abgemacht! Mische!“ stieß er hervor.

Raily willfahrte, und selbst die Hand des eisenfesten Mannes zitterte jetzt ein wenig in der Erwägung dessen, was auf dem Spiele stand. An die Thürspalte aber drängte sich Gregor Swerloffs totenbleiches Antlitz, während sein fieberhaft glänzendes Auge die nunmehr beginnende neue Partie verfolgte, welche über sein und seiner Angehörigen Lebensglück entscheiden sollte. Seine Lippen murmelten inbrünstig ein Gebet und der Allmächtige erhörte es.

„Kascha ist mein,“ sagte Raily, wobei seine sonst so leidenschaftlose Stimme vibrierte. Er legte seine letzten Trümpe hin.

In dem Wutgeheul des Grafen und seiner Freunde ver-

hakte ein tiefer, tiefer Seufzer des Glückes und der Erlösung vom Nebenzimmer her. Die Russen drangen schreiend und wild durcheinander auf Raily ein. Eine Katastrophe drohte, allein die bewunderungswürdige Geistesgegenwart des Iränders bewährte sich auch hier wieder.

„Beruhigen Sie sich, meine Herren,“ überdönte seine mächtige Stimme den Lärm, „ich mache Ihnen einen annehmbaren Vorschlag.“

Diese Worte wirkten, die sechs Moskowiter verstummten und sahen erwartungsvoll den Spieler an.

„Ich wollte nur wissen, wie einem Herrn über Leib und Leben zu Mute ist,“ lächelte dieser, „denke im übrigen aber nicht daran, das mir nummehr angehörnde Dorf für immer zu behalten. Dasselbe steht vielmehr morgen dem Herrn Grafen gegen eine entsprechende Summe wieder zur Verfügung. So lange möchte ich mich aber stolz als seinen Herrn fühlen.“

„Nein, Du bringst es gleich wieder zum Einsatz!“ schrie Koronow taumelnd.

Der Irländer zuckte die Achseln und warf den Freunden des Grafen einen sprechenden Blick zu, welche sich jetzt denn auch ins Mittel legten.

„Hör auf, Bruder,“ sagten sie begütigend, „Du bist heute im Unglück und verspielt am Ende noch Hals und Kragen. Morgen ist auch noch ein Tag.“

Der Graf stierte eine Weile vor sich hin und schüttelte dann abermals ein Glas Champagner hinunter.

„Gut denn, morgen!“ lallte er.

„Dürfte ich der Form wegen noch ergebenst um die Besitzüberweisung des gewonnenen Dorfes bitten?“ bemerkte Raily in rücksichtsvollem Tone.

„Schreib, — ich — kann — nicht mehr.“

Unverweilt warf der also Bedeutete folgende Zeilen in französischer Sprache auf ein Blatt Papier:

„Herr George Raily aus Loughrea, Irland, ist vom heutigen Tage an Eigentümer meines Dorfes Kascha im Dreigouvernement mit allem lebenden und toten Inventarium. Moskau, den 4. Juli 1800.“

Er reichte dann Zettel und Feder dem Grafen, der mit schwerer, zitternder Hand einige Krähensfüße, die seinen Namen darstellen sollten, auf das Papier malte.

„Nun, es genügt,“ lächelte Raily, „die anderen Herren sind ja Zeugen. Befehlen Sie vielleicht, Herr Graf, daß ich einem Aufwärter klinge, damit er Ihnen in ein Zimmer oder die Treppe hinab hilft?“

Koronow war damit einverstanden und wenige Minuten darauf verließ die Gesellschaft — der Graf mit Unterstützung eines Aufwärters — das Gemach.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, als Gregor Swerkoff hervor und zu den Füßen des Iränders stürzte, den Saum dessen Rockes unter heftigem Schluchzen an seine Lippen drückend.

„Was beginnen Sie, junger Mann?“ fragte Raily frapirt und versuchte das attakirte Kleidungsstück zu befreien.

„O, lassen Sie mich!“ rief Gregor leidenschaftlich.

„Lassen Sie mich, mein Retter, mein Erlöser! Ich weiß Ihnen auf andere Weise meine Seligkeit nicht zu offenbaren.“

„Aber so beruhigen Sie sich doch, seien Sie vernünftig,“ schalt der andere, „Sie erzürnen mich ernstlich.“

Daraufhin erhob sich der junge Russe, wollte aber sogleich wieder Railys Hand ergreifen, um auch diese zu küssen.

„Wir haben jetzt keine Zeit zu solchen Narrheiten, sondern zu handeln,“ sprach der Spieler streng. „Morgen muß ich schon über alle Berge sein, denn mein Leben ist verwirrt, sobald Graf Koronow erfährt, was mich veranlaßt hat, das besagte Dorf zum Einsatz zu verlangen.“

„Also wollen Sie mit ihm nicht über den Rückkauf verhandeln?“ fragte Gregor verwundert.

„Ich werde mich hüten; mit diesen barbarischen Gesellen ist nicht gut Kirschchen essen.“

„Ja freilich,“ gab der andere kleinlaut zu; „allein was beginne ich denn da?“

„Sehen Sie nun ein, daß es noch zu früh zum Triumphiren ist, daß noch viel geschehen muß? Nur einer vermag uns in dem Ertrungenen zu schützen — der Zar. Er residirt zum Glück augenblicklich hier. Also hören Sie meinen Plan. Ich cedire Ihnen das Dorf und es ist dann Ihre Aufgabe, von dem Zaren eine Bestätigung Ihres Besitzes zu erreichen.“

„Von dem Zaren? O Gott, wie gelange ich zu ihm und wie bringe ich es fertig, ihn für mich zu interessieren?“

„Muß ich, ein Ausländer, Ihnen den Weg zeigen, Sie auf den allmächtigen Kammerdiener Kutaischow und was bei diesem erforderlich ist, aufmerksam machen?“

„Ja, Sie haben recht, Herr Raily. Welch ein kluger Mann Sie sind!“ rief der junge Russe bewundernd. „Sofort will ich die nötigen Schritte thun. Haben Sie nur die Güte, das Schriftstück, welches mir das Eigentumsrecht auf Kascha überträgt, auszufertigen. Genügt Ihnen als Gegenwert eine Million?“ setzte er zögernd hinzu.

„Vollkommen, junger Mann,“ lächelte der Spieler. „Sorgen Sie, während ich den entsprechenden Zusatz zu der Verschreibung des Grafen mache, für den Kreditbrief.“

Gregor entsprach blühschnell dem Wunsche; inzwischen vermehrte der Irländer unter den fraglichen Zettel Koronows:

„Hiemit bescheine ich, daß das Dorf Kascha nebst allem lebenden und toten Inventarium in den Besitz des Herrn Gregor Swerkoff in Kascha übergegangen.“

Moskau, den 4. Juli 1800.

George Raily aus Loughrea, Irland.“

Darauf tauschten beide die Papiere aus.

„So,“ sagte dann der Spieler, „da haben Sie auch noch die beiden Bons über je zweihunderttausend und den einen über vierhunderttausend Rubel in den Kauf. Der Graf wird sie einlösen müssen, und wenn er dann noch sein Dorf zu einem angemessenen Preise von Ihnen zurückkauft, haben Sie ebenfalls kein schlechtes Geschäft gemacht.“

„Nein,“ versetzte Gregor. „Ich danke Ihnen nochmals aus tiefinnerstem Herzen. Ihr Name wird in meiner Familie stets ein gesegneter sein. Sollten Sie jemals in Zukunft einer Freundeshand bedürfen, so wissen Sie, an wen Sie sich zu wenden haben.“

„Ich werde nicht ermangeln,“ nickte Raily. „In einem so wechselvollen Leben wie dem meinigen kann es sich leicht mal ereignen, daß ich Sie beim Wort nehme. — Doch machen Sie sich jetzt unverweilt auf den Weg, suchen Sie Kutaischow im kaiserlichen Palais auf und vergessen Sie die nötige Anzahl Rubelnoten nicht. Ich werde mir dagegen beim Bankier Ihre Anweisung honoriren lassen und möglichst schnell die Grenze zu erreichen trachten. Leben Sie wohl, Herr Swerkoff.“

„Leben Sie wohl, teuerster Freund!“ rief der junge Russe herzlich. „Gott nehme Sie immerdar in seinen heiligen Schutz!“

Er drückte noch einmal inbrünstig den Saum von Railys Rock an seine Lippen und schritt rasch davon.

„Ein dankbares Gemüt,“ lächelte der Spieler. „Und jetzt an die Vorbereitungen zur Abreise! Ich hätte nicht geglaubt, daß ich Moskau so schnell wieder verlassen würde.“

Er legte den Kreditbrief des jungen Russen in sein Portefeuille und verließ gleichfalls das Zimmer.

Gregor hatte inzwischen den Weg zum Kreml, worin sich das Palais des Zaren befand, angetreten. Nach Verlauf einer Stunde erreichte er dasselbe und trat kühn hinein, dem ersten besten ihm begegnenden Denschtshiken seinen Wunsch um eine Unterredung mit dem Kammerdiener Kutaischow kundgebend. Da dieser Wunsch von einem ansehnlichen Trinkgeld begleitet war, so versprach der Diener dem vornehm gekleideten Fremden, Herrn Kutaischow sofort von dem Verlangen in Kenntnis zu setzen. Er mußte es dem einflussreichen Mann wohl sehr eindringlich vorgetragen haben, denn schon nach kurzer Zeit erschien er wieder und erjuchte unsern Helden, ihm zu folgen.

Durch verschiedene Gänge führte der Weg, dann öffnete der Denschtshik eine Thür und Gregor erblickte, in das Zimmer tretend, einen ältlichen, unscheinbaren Mann mit gelbem, knochigem Gesichte, worin kleine Kalmückenaugen glitzerten, vor sich. Dennoch zweifelte er nicht in der Person des Betreffenden und verbeugte sich tief.

„Sudar,“ sagte er demütig, „ich komme, mir Deine Hilfe zu erbitten.“

„Laß mich vernehmen, worin sie bestehen soll.“

Der junge Mann erzählte in kurzen Worten seine Geschichte bis zu dem zulezt Erlebten und zeigte schließlich den Ueberweisungsschein Koronows über das Dorf Kascha vor.

„Sieh, Sudar,“ erbot er dann, „so bin ich nun allerdings Eigentümer meiner Heimat, aber trotzdem ohne des Zaren starken Schutz machtlos. Verschaffe mir diesen durch Deinen Einfluß, und wie Du mich glücklich machst, werden meine Eltern Deine Kinder glücklich machen. Sie senden denselben hiemit schon vorläufig ein Geschenk in dieser Summe Goldes und werden solche verzehnfachen, sobald sie im Besitze eines kaiserlichen Ukases sind, der uns in allen Rechten bestätigt.“

Gregor zog damit aus einer Tasche seines kastanartigen Rockes einen Beutel und reichte ihn Kutaischow. Dieser wog ihn in der Hand und ein wohlgefälliges Lächeln umspielte seine dünnen Lippen.

„Es ist gut,“ meinte er; „warum sollte ich Dir den Ukas nicht zu verschaffen suchen? Du bist ja vollkommen in Deinem Rechte.“

„Und noch heute wird es geschehen, Sudar,“ bat der junge Mann, „nicht wahr?“

„Ich hoffe es, ich muß einen günstigen Augenblick abwarten. Schreibe mir einstweilen Deinen Namen und alles das, was der Ukas umfassen soll, nieder.“

Er deutete auf ein seitwärts stehendes Tischchen, auf dem sich Schreibmaterialien befanden.

Gregor entsprach dem Verlangen und fragte dann: „Wann soll ich zurückkommen?“

„Es ist nicht nötig, ich werde Dir den Ukas senden. Wo wohnst Du?“

„In der goldenen Kugel.“

„Gut,“ nickte der Kammerdiener, und der Petent empfahl sich mit einer abermaligen tiefen Verbeugung. Vor der Thür nahm ihn der Denschtshik wieder in Empfang und geleitete ihn zum Portal des Palastes, worauf sich der junge Mann eilends zu seinem Gasthose zurückbegab.

Vor demselben hielt ein mit zwei Pferden bespanntes Gefährt und der Kutscher wie ein Aufwärter des Hotels waren eben beschäftigt, einen schweren Koffer hinein zu schaffen.

Gregor vermutete, daß es Railys Reisewagen sei, und eilte in der Hoffnung, ihn noch zu treffen, in dessen Zimmer, um ihn mit dem Resultat seines Ganges bekannt zu machen. Der Irländer zahlte gerade seine Hotelrechnung und ließ sich hierauf von Gregor Bericht erstatten.

„Demnach wäre alles so weit in Ordnung,“ meinte er dann befriedigt, „und ich kann ruhig mit den Wechseln auf Paris, die ich mir von dem Bankier für Ihre Anweisung

geben ließ, den Moskauer Staub von meinen Füßen schütteln. Also leben Sie nochmals wohl. Grüßen Sie den Grafen Koronow freundlich von mir und sagen Sie ihm, ich hätte es mir anders überlegt, er möge sich die Revanche von mir im Hotel d'Angleterre in Paris holen.“

Damit drückte er dem jungen Manne die Hand und schritt, von demselben begleitet, die Treppe hinab zu dem Wagen. Dann noch ein Händedruck, worauf die Wagenthür hinter Raily ins Schloß fiel. Der Kutscher schnalzte mit der Zunge und dahin stoben die Pferde.

Gregor schaute dem Wagen nach, so lange er ihn erblicken konnte, und schritt dann zu dem Hotelzimmer, wo er eine Flasche Wein verlangte und Kutaischows Botschaft entgegennahm. Aber Stunde auf Stunde verfloß, ohne daß dieselbe eintraf. Freilich sagte sich der junge Mann, daß der Kammerdiener, wie es ihm dieser auch erklärt hatte, dem Zaren fragliche Angelegenheit nicht so ohne weiteres unterbreiten könne, sondern dazu einen geeigneten Moment abpassen müsse, aber das Warten war doch ein peinliches.

Der Abend brach herein und noch immer keine Nachricht! Gregor Swerkoff verbrachte eine schlaflose Nacht und am nächsten Morgen verging ihm wieder Stunde auf Stunde in gleichem, vergeblichem Warten, das er sich im Hotelpeisegzimmer bei einer Flasche Wein aufs neue zu verkürzen suchte.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und mit tödlichem Entsetzen sah der junge Mann statt des Boten Kutaischows den Grafen Koronow mit seiner Gesellschaft hereinstürmen.

„Wo ist dieser Hund von einem Raily?“ schrie der Graf den Aufwärter an. „Ich will nicht hoffen, daß es sich so verhält, wie man mir draußen sagte, daß er abgereist sei.“

„Allerdings, er ist fort, Sudar, schon gestern,“ bestätigte der Gefragte.

Der Graf stieß einen schweren Fluch aus.

„Mit meinen Schuldzetteln!“ schäumte er. „Aber nein, was sollte er damit im Auslande? Ohne Zweifel hat er sie vorher hier einem Bucherer verkauft!“

Da fiel sein rollendes Auge auf Gregor, der sich scheu davonstehlen wollte.

„Halt!“ brüllte er, auf den jungen Mann zuspringend. „Ist das nicht Gregor Iwanowitsch? O, nun wird mir alles klar! Hund von einem Leibeigenen, Du hast die Papiere gekauft! Heraus damit!“ und er faßte Gregor bei den Schultern und schüttelte ihn heftig.

„Sudar, ich —“ stammelte der also Traktirte in tödlicher Angst.

„Heraus mit den Papieren oder ich lasse Dich zu Ferkeln peitschen!“

„Arme Eltern! Arme Annuschka!“ zuckte es voller Verzweiflung durch Gregors Gehirn.

„Wer wagt es, des Zaren Schülking anzutasten?“ fragte da auf einmal eine messerscharfe Stimme hinter dem Wütenden, und der jäh sich umkehrende Koronow schaute erblassend in das ihm wohlbekannte, unbewegte Antlitz des Kammerdieners Kutaischow. Gregor aber stieß einen Jubelruf aus, schüttelte die Hände des Grafen von seinen Schultern und stürzte, während Thränen des Glückes seinen Augen entströmten, vor dem Helfer aus größter Not auf die Kniee nieder.

Dieser hielt eine Rolle Pergament mit großem rotem Siegel in die Höhe.

„Von Seiner Majestät dem Zaren,“ sagte er, „ein allerhöchster Ukas.“

Alle im Gemache Anwesenden verbeugten sich tief.

Der seitens des Gregor Swerkoff von dem George Raily erfolgte Ankauf des Dorfes Kascha hat die allerhöchste Genehmigung erhalten,“ fuhr Kutaischow fort; „Gregor Swerkoff, dessen Eltern und übrigen Familienmitglieder sind somit von dieser Stunde an freie Leute und Besitzer des Dorfes Kascha; des Zaren höchste Ungnade wird jeden treffen, der dieselben in diesen ihren Rechten zu beeinträchtigen wagt.“

Koronow stieß einen dumpfen Ruf aus.

Die glühenden Augen des Kammerdieners hefteten sich auf sein sables, wutverzerrtes Gesicht.

„Hüte Dich, Koronow,“ sagte er kalt; „Seine Majestät wird jedes Zuwiderhandeln unnahe scharf ahnden.“

Der also Bedeutete gab keine Antwort. Er kannte die Verhältnisse zu gut, um die Mahnung nicht nach ihrem vollen Umfange zu würdigen. Knirschend vor Ingrimm stürzte er davon und ihm folgten seine Freunde.

Mit strahlenden Augen aber nahm Gregor das Pergament entgegen und drückte einen ehrfurchtsvollen Ruf darauf.

„Folge mir,“ lud er dann den Kammerdiener mit tiefer Verbeugung ein, „erzeige mir die Freude, in meinem Zimmer ein Glas Wein mit mir zu trinken.“

Jener willfahrte lächelnd, und bei einer Flasche Champagner wurde dann auch das Geschäftliche geregelt; Kutaischow trug für seine lieben Kinder eine ansehnliche Summe schmunzelnd nach Hause.

Unmittelbar darauf ließ Gregor Swerkoff seinen Reisewagen anspannen und trat den Heimweg an. Nach Verlauf von vierzehn Tagen erreichte er wohlbehalten wieder die Heimat, um seinen Eltern, die mittlerweile in großer Sorge um ihn geschwebt, den über alles Erwarteten glücklichen Erfolg der Reise mitzutheilen. Die Seligkeit der alten Leute und der hübschen Annuschka war unbeschreiblich.

Dann schrieb Iwan Swerkoff folgenden Brief an den Grafen Koronow:

„Hoher Herr! Der Güte Deines seligen Vaters verdanke ich meinen jetzigen Wohlstand. Es würde mich daher tief schmerzen, mit seinen Nachkommen in Feindschaft zu leben. Bedenke, daß der Drang zur Freiheit in jedes Menschen Brust lebendig ist, und finde Dich daher, ich bitte Dich flehentlich, in die Neugestaltung der Dinge, ein Weiteres begehre ich nicht. Ich werde mit meiner Familie demnächst den Wohnsitz nach Drel verlegen und gebe Dir dann das Dorf Kascha als Dein Eigentum zurück, wie ich Dich zugleich ferner um die Erlaubnis bitte, Dir hiebei Deine Schuldzettel an den Spieler Raily über achtmal-hunderttausend Rubel wieder zuzustellen.“

Graf Koronow tobte zuerst wie besessen über die Frechheit des Leibeigenen, ihm etwas schenken zu wollen, dann überlegte er sich aber die Sache und zerriß die Schuldzettel in kleine Stücke, und als die Swerkoffs ihr neues Domizil in Drel aufgeschlagen, sandte er seinen Intendanten dorthin, damit dieser ihm das Eigentumsrecht auf Kascha von den Betreffenden wieder schriftlich übertragen lasse. Nachdem das geschehen, ließ er den Swerkoffs bestellen, sie möchten darnach trachten, ihm nicht mehr vor die Augen zu kommen, dann wollte er die ganze Sippe zu vergessen suchen.

Jwan Swerkoff und seine Angehörigen lachten über diesen letzten Ausbruch gräßlichen Zornes. Sie fühlten sich glücklich im Besitze ihrer Freiheit und ihres Reichthums,

und als Gregor bald darauf seine Annuschkas heimgeführt hatte, blieb ihm nichts mehr zu wünschen übrig. —

„Und wie erging es Raily in der Folge?“ höre ich den Leser fragen, der, wie ich hoffe, für diesen eigenartigen Mann Interesse gewonnen. Er ist nämlich keine erdichtete Person, wie überhaupt das eben Erzählte auf Thatsachen beruht. Raily starb wenige Jahre darauf in Paris — den Hungertod. Was bedeutet für einen Spieler der Besitz einer Million, namentlich für einen so verwegenen Spieler? Selbst das vorsichtigerweise von jenem englischen Lord ausbedungene Jahreslegat von tausend Pfund Sterling vermochte das Schicksal des Unglücklichen nicht aufzuhalten. Das Geld war vielleicht schon einen Tag nach dem Empfang verspielt worden. Das frühere Glück hatte eben Raily verlassen und dann hilft auch die erprobteste Ruhe und Kaltblütigkeit nicht mehr, sie erleichtert höchstens die Todesqual. Möglicherweise hatte sich der Irländer auch in der höchsten Not an Gregor Swerkoff gewandt, aber damals gab es bekanntlich noch keine Eisenbahnen und Telegraphen. Ehe ein Brief von Paris nach Drel und Hilfe von dort zurückgelangte, vergingen Monate, und dann war es doch zu spät. Hat man überhaupt je von einem Spieler gehört, der als ein reicher Mann gestorben? Ein rechter Segen ruht nie auf dem in solcher Weise erworbenen Gelde.

Zwei Bilder aus Oberösterreich.

(Bilder S. 616 u. 617.)

Meister Greil macht mit seinen zwei Bildern in unserem heutigen Blatte gute Stimmung für die oberösterreichischen Wirtschaftler. Wenn man auch nicht sofort durstig wird beim Betrachten dieser Bilder, so gewinnt man doch ein angenehmes Vorurteil über die wirtlichen Stätten des österreichischen Oberlandes. Die Erscheinungen des Wirtes, der Wirtin und der Kellnerin scheinen Bürgschaft dafür zu bieten, daß man da nicht schlecht aufgehoben wäre, wo die ihres Amtes walteten. Es ist alles so proper, so nett, so freundlich und einladend, dabei so kernig und tüchtig, man fühlt es sofort heraus, daß es da eine solide Wirtschaft geben müsse, daß man da für sein gutes Geld einen guten Trunk erhält und daß man nicht viel riskirt, wenn man sich einen ordentlichen Kostbraten bestellt. Wer das liebe, prächtige Oberösterreich kennt, wird es auch getrost aussprechen, daß es kein unbegründetes gutes Vorurteil ist, das Greil da mit seinen Bildern weckt. Zwar darauf möchten wir ja nicht schwören, daß dort alle Kellnerinnen genau so hübsch und „palschierlich“ wären, so an die appetitlichen, glänzenden oberösterreichischen Kapsel erinnernd, die man auch immer gerne anbeissen möchte; aber die meisten sind doch feint, gutmütig und reinlich, und das ist die Hauptsache. Der Herr Wirt ist ein strammer Mann, der in keiner etwas gehobenen Bäuerlichkeit den besten Eindruck macht. Er hat seinem Kaiser gedient und dabei etwas von der Welt zu sehen bekommen; es gehen vielerlei Leute bei ihm ein und aus und da hört er so manches, was ihm zu denken gibt, was ihm die Dinge von verschiedenen Seiten beleuchtet



Ausbruch des Aetna: Ansicht des neuen Kraters. (S. 618.)

und was ihn schließlich auch auslirt. Er scherzhaft nicht viel um die Gäste herum, aber er gibt was Rechtes her zum Essen und zum Trinken, und darum geht es ihm auch gut. Man sieht ihm den Wohlstand und das Behagen an der ganzen stämmigen Figur an. Die Frau Wirtin hält sich bescheidenlich im Hintergrund, aber sie weiß, was sie weiß, und sie kann, was sie kann. Wenn sie auch bescheiden zurücksteht — ohne sie wäre es doch nie zu dem behaglichen Wohlstand gekommen. W. Gröller.

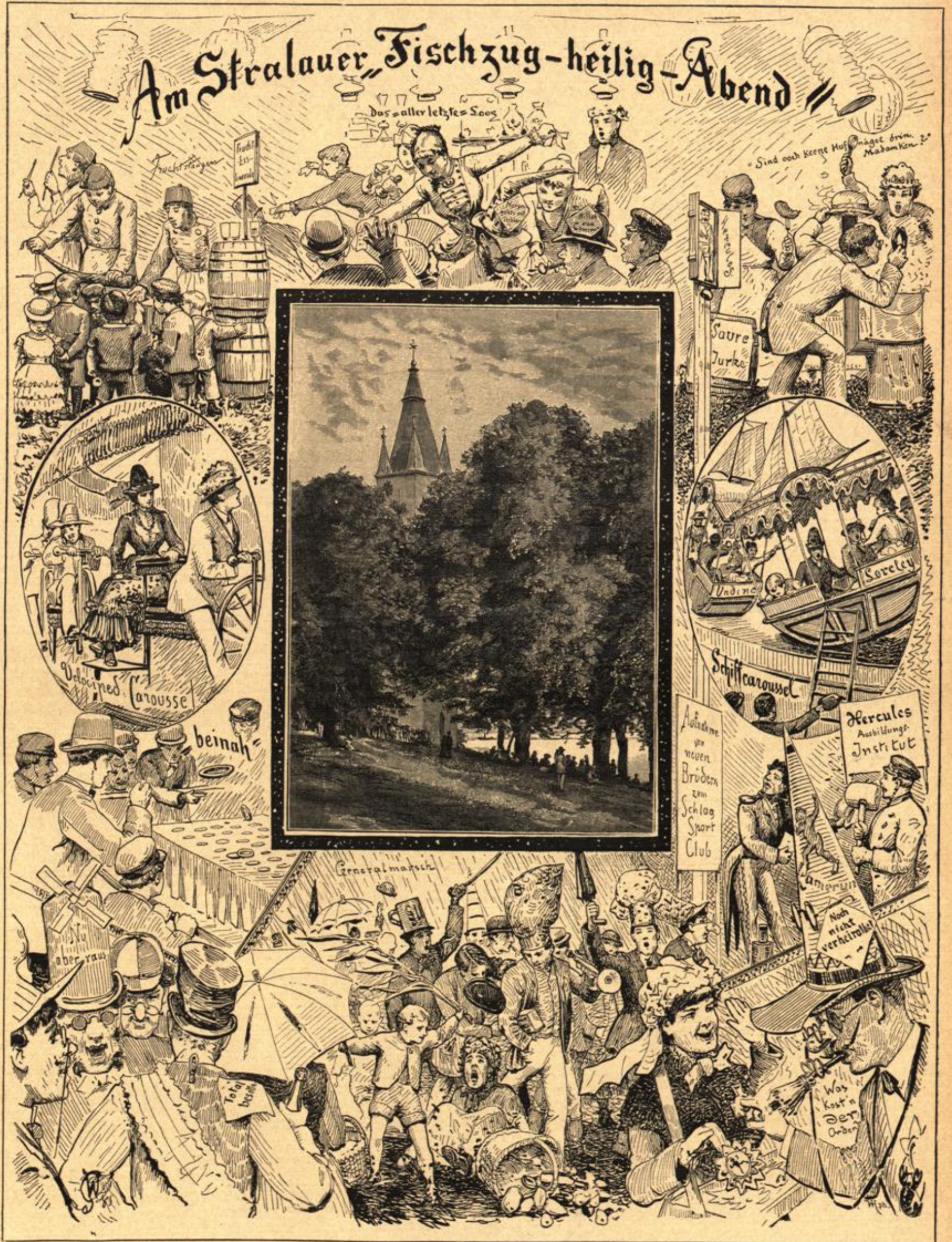
Der Stralauer Fischzug.

(Bild S. 621.)

Etwas eine Viertelstunde oberhalb der letzten westlichen Ausläufer von Berlin am rechten Ufer der Spree liegt das kleine Dorf Stralau. Hell grüht eine kleine weiße Kirche aus frischem Grün, im Wasser sich spiegelnd, dem aus der Stadt Daherkommenden entgegen. Ihm gegenüber, am andern Ufer des Flusses, breitet der Treptower Park sich aus, der Kummelsburgersee begrenzt es nordwärts. Idyllisch, heiter und freundlich ist der Eindruck, den das Dörfchen macht — schon völlig ländlich seine ganze Umgebung. Dennoch flutet der Strom des großstädtischen Verkehrs auch bis hierher. Liegt es auch am Morgen in tiefer Ruhe wie jedes andere Dörfchen, so hält es doch am Nachmittag wieder von Ruß und fröhlichen Stimmen, Trotschen und andere Gefährte aller Art rollen die Straße entlang, auf den Trottoirs drängen sich Arbeiter im Sonntagsstaat, junge Handwerker und Handlungsgehilfen mit ihren Schätzen, Weißbierphilister, die mit

Kind und Regel hinausgewandert sind, sich einmal einen Mundvoll frischer Luft zu Gemüte zu führen — die Spree bedeckt sich mit Ruderbooten, Segelschiffen und kleinen Dampfbooten, die immer neue Scharen Erholungsbedürftiger herzutragen. Besonders an den Sonntagen ist in den vielen kleinen Wirtschaftshäusern, die fast alle nach dem Flusse hinausliegen, kaum noch ein Mädchen unbefest. Wohin man auch die Blicke sendet, überall „krimmelt und wimmelt“ es von Spreeathenern, die sich außerhalb der Straßen quetschender Enge auch einmal gut thun und auf ihre Weise ländlich, sittlich amüsieren wollen. Das Getreibe scheint kaum noch bunter, lebhafter und abwechslungsreicher werden zu können und doch beweist das Fest des Stralauer Fischzuges, das am 24. August, dem Eröffnungstermin der Fischereisaison, und an dem folgenden Tage stattfindet, das Gegenteil. Es ist ein Karneval im Sommer. Die jüngeren unter den Festgästen, die meistens dem Arbeiter- und niederen Bürgerstande angehören, verkleiden sich mit Nasen aus Pappe, Brillen und Kneisern aus Draht und Fensterglas, ungeheuren Papiermützen in den abenteuerlichsten Formen, besten Gollardonorden an die Brust und genießen, dergestalt ausgestattet, Maskenfeste, die natürlich nach Kräften und durchaus nicht immer diskret mit dem bekannten „schnoddrigen“ Berliner Witz ausgenüßt wird. Keiner kommt ungehoren davon, der etwas Auffälliges an sich hat, mag es nun ein besonders hübsches junges Mädchen, eine „aufgedonnerte“ alte Jungfer, ein Talmielegant oder ein etwas angehäuselter Lumpenwogabundus sein. Rede und Gegerede wechseln in rascher Folge und nehmen kein Ende, als bis die hin und her schiebenden Volksmassen die Streitenden, Spottenden, Lachenden und sich Hänfelnden auseinandergerissen, denn der

Zulauf ist ein so großer, daß selbst im vergangenen Jahre trotz des schlechten Wetters und des schmutzigen Schmutzes auf dem Festplatz und dem einzigen zu ihm hinführenden Wege zu gewissen Zeiten der freie Verkehr völlig gehemmt war; kein Wagen kam durch und das Gedränge wurde so stark, daß, wer einmal von ihm ergriffen war, nicht ohne Gefahr willenlos folgen mußte und man schließlich gezwungen war, einen Ausweg durch die benachbarten Gärten zu suchen. Der eigentliche Festplatz befindet sich in der Nähe der Kirche zu beiden Seiten der Straße auf einer Wiese, die sich bis zum Kummelsburgersee hinunterzieht. Bude reiht sich an Bude. Velociped- und Schiffsarouffels, Panoramata und Menagerien wechseln ab mit Kraftmessern, Schießständen und Bertofungen, wo man für 25 Pfennig die kostbarsten Haushaltungs- und Luxusgegenstände gewinnen kann. Witze, Jongleure und Kieisendamen produzieren sich; Kuchen- und Schenkubuden, fliegende Wursthändler, ambulante Herings- und Sardinenverkäufer, kohlenlaute Jünglinge sorgen für Gefrischungen. Das ist ein Leben und Treiben, ein Gewirre von Gestalten, daß einem Jan Steen und Höllenbreughel das Herz ausgeht würde, ein Geisfrei, ein Lärmen un) — nicht zu vergessen — ein Gemisch von Dästen, wie es gar nicht beschrieben und wiedergegeben werden kann. Daß dabei auch manches Unerfreuliche sich bemerkbar macht, ist leicht erklärlich. Dennoch wäre es für den Humoristen und Menschenbeobachter, denen sich hier ein Feld für ihre Studien bietet, wie es sich sonst kaum irgendwo wiederfindet, immerhin bedauerlich, wenn mit der schon häufig angeregten Aufhebung des „Stralauer Fischzuges“ wirklich einmal Ernst gemacht werden sollte. L. Thaden.



Originalzeichnung von Wilhelm Geigler. (S. 620.)

Inkognito.

Novelle

von

Germann Birkenfeld.

(Schluß.)

Die alten Freunde setzten Werners Ansinnen in nicht geringes Erstaunen, aber geradezu verblüfft waren sie bei der Mitteilung vom Aufenthalt des Verschwindenen und dessen Namensverbergung.

„Der insame Bengel!“ brummte der Hauptmann. „Aber komm Du nur erst nach Haus und nach Einthal, ich werde Dir die Stüdentendummheiten schon austreiben!“

Gröning lachte nur.

„Nun, alter Freund, das Vergehen hat eigentlich schon den Schaden in sich selbst getragen. Wie viel herzlicher wäre er mir willkommen gewesen, hätte ich seinen Namen gewußt! Aber so! — Im Vertrauen gesagt,“ flüsterte er, „schon Hildas wegen — das Kind und ein Maler! — Der Verbrecher ist also eigentlich schon genug gestraft.“

„Ich glaube es auch, Onkel,“ warf Werner ein; „er hat heute wenigstens schon Pein genug ausgestanden.“

Der alte Fromberg sah ingrimmig auf den Sprecher.

„Ist ihm recht, ist ihm recht, Herr Studiosus! Was hat der Bengel sich denn überhaupt acht Tage hier aufzuhalten?“

Der Studiosus lächelte.

„Ich bemerkte ja schon vorher, der Brunnen in Blöhsfeld sagte ihm nicht zu, Herr Hauptmann.“

„Hu, na, das kann ihm niemand verdenken. Aber warum mußte er gerade hier sein Quartier aufschlagen? Habe doch mein Lebtag keinen Hang zur Einsamkeit in ihm gekannt!“

„Die Luft gefiel ihm hier, und dann — rühmte er mit die Motive zu seinen Bildern, die er gerade hier fände.“

Der alte Militär sah sein vis-à-vis ungläubig an.

„Ja, ja, Herr Hauptmann, es ist mein Ernst. Er zeigte mir ein Bild, und — nun, das Ansehen war es wenigstens wert.“

„Wird was Nares gewesen sein! Aber das ist wahr: zeichnen konnte der Junge immer hübsch, hatte wirklich meine Freude dran! Aber Ihr Lächeln gefällt mir nicht, junger Mann. Was war auf dem Bilde, he? Heraus mit der Sprache!“

„Es hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit meiner Cousine, mit —“

Mit Hilda? fiel Gröning ein.

Die beiden Alten sahen einander an, als sei ihnen auf einmal ein Licht in den mysteriös dunklen Aufenthalt des jungen Mannes in Ohrenberg gefallen. Der Hauptmann fand zuerst Worte.

„Gerhard, es war mein sehnlichster Wunsch, daß es einmal so kommen möge. Will's Gott, dann — na, und er scheint's zu wollen — Kerl, ich gratulire Dir zu dem Schwiegerjohn!“

Gerhard Gröning war ernst geworden, aber er mußte doch lächeln über den Stolz, das unverbrüchliche Vertrauen zum Neffen, welche in den Worten des Oheims lagen. Dennoch zögerte er, in die dargebotene Rechte des alten Freundes einzuschlagen.

„Ich kann nicht über mein Kind verfügen, Friß, ehe ich selbst mit ihm gesprochen habe. Auch ich vertraue ihr, wie Du Deinem Neffen, und ob sie will —“

Der Hauptmann wurde beinahe ärgerlich.

„Ob sie will! Meinem Günter?“ Die Idee konnte er nicht recht verdauen.

„Ich glaube, ich weiß es,“ sagte Werner; „wenn mich nicht alles trügt —“

„Nur weiter, junger Mensch, weiter im Text! Also: wenn — so ist sie bis über die Ohren verliebt in den Teufelsjungen, was?“

„Ja,“ antwortete Werner bestimmt.

Und selbst der alte Gröning ließ bei der zuversichtlichen Antwort sein Bedenken fahren und reichte bewegt dem Freunde die Hand.

„So etwas ist mir denn doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen,“ meinte der Hauptmann, indem er sich heftig schneuzte. „Jetzt schaffen Sie uns nur den Delinquenten, diesen Landstreicher, so schnell als möglich her, das andere findet sich dann schon!“

Aber so ganz schnell fand sich „das andere“ doch nicht. Werner hatte zwar mit kurzen Worten Hilda den Erfolg seiner Mission anvertraut, aber wenn er geglaubt hatte, alles aufs schönste arrangiert zu haben, so sah er nun, daß mit Mädchenherzen doch ein bißchen sänftlicher umgegangen werden müsse, als er es gethan hatte. Um den Freund rufen zu lassen, hatte er einen Augenblick benützt, wo Hilda ins Haus gegangen war, dann war er selbst dieser nachgegangen. Aber mehr als kühl hatte sie vernommen, wie da draußen der Maler Günter sich als Neffe des alten Onkels Fromberg entpuppte, dann war sie fortgeeilt auf ihr Zimmer.

Günter Wende gerirte sich im Garten auf den Rat seines Freundes ganz als Neuankommling und führte seine Rolle um so leichter durch, als die beiden alten Herren ihm dabei entgegenkamen. Ein wenig befangen hatte er aber

doch den Garten betreten, und das Lächeln, mit welchem er vom alten Gröning bewillkommnet wurde, trieb ihm das Blut ins Gesicht.

Aber Werners Schwestern sollten nichts merken, da mußte er sich zusammennehmen. Der Hauptmann hatte es so haben wollen; er wollte nicht gleich alle Karten aufdecken, und wenn er auch niemand sonst mehr mit einer Ueberraschung beglücken konnte als Lucie und Pauline von Giersdorff, so waren das doch immerhin zwei Personen, und er freute sich wie ein Kind auf die Beiseherung, welche er veranstalten wollte. „Jetzt wäre eigentlich alles eingedelt und uns fehlte nur noch unsere Hilda, die kleine Here,“ dachte er, während er den Neffen vertraulich anstieß.

Aber Hilda kam nicht; Werner kehrte allein nach einer Weile in den Garten zurück. Er wisse nichts von Hilda, antwortete er misgütig auf die Fragen der Schwestern, die eigentlich arg vernachlässigt wurden. Lucie bedauerte den Bruder und Hilda zum zweitenmale; zwischen den beiden spulte was, dessen war sie gewiß. Gröning schwieg, der Hauptmann brummte etwas, das zum Glück kein Mensch verstand, Werner hatte seine ärgerlichste Miene aufgesetzt, und Günter — ja, mit dem war erst recht nichts anzufangen. Und er war sonst so ausgeräumt in Gesellschaft! Aber das konnte ja nicht anders sein, die allgemeine Niedergeschlagenheit mußte auch auf seine Stimmung wirken, er wagte gar nicht, sich zu geben, wie er eigentlich war, wie er sich ihr, Lucien, gegenüber im Sommer gezeigt hatte!

Es war ein trauriges Ensemble, das da unter den Kastanien um den Steintisch herumlag. Der Platz war sonst so angenehm kühl im Sommer, jetzt kam es den Leuten dort unerträglich schwül vor. Man wollte einen Gang durch den Garten machen. Lucie hing sogleich an Günters Arm: sie waren ja alte Bekannte.

„Wissen Sie eigentlich, was in die ganze Gesellschaft gefahren ist, Herr von Wende?“

„Wie meinen Sie das, Fräulein Lucie?“

„Nun, mein Gott, da sitzt ja alles da, als wäre jedem einzelnen eine Liebeserklärung sehlgeschlagen! Und Werner besonders — ich kenne ihn gar nicht wieder heute. Das war ein unausstehliches Tuscheln zwischen ihm und Hilda, und nun läßt sie sich nicht mal sehen! Es ist eigentlich rücksichtslos gegen uns. Kennen Sie Hilda, Herr von Wende? Sie kann sehr nett sein, ein bißchen paysanne, aber — ja, ihr Papa läßt sie aber auch gar nicht aus dieser Krähwinkelerei fort! Könnten Sie es hier aushalten? Ich nicht. Ich glaube, ich stürbe vor Langeweile. Kein Ball, keine Gesellschaft und höchstens einmal ein bißchen Besuch aus Blöhsfeld oder vom Oheim in Schasbergen — es muß gräßlich sein! Hilda fühlt das freilich wohl nicht so schlimm; ich glaube, sie hat so wenig geistige Bedürfnisse!“

„Das glaube ich nicht,“ pläzte Günter heraus. Die Kleine hätte ihn vor Erstaunen fast losgelassen.

„Aber, mon Dieu — Sie kennen ja Hilda gar nicht!“

„Freilich nicht — indes — Werner hat mir viel von ihr erzählt.“

Der kleine Lockenkopf wurde verächtlich ein wenig zurückgeworfen.

„Kommen Sie nicht mit Werner! Der hat gar kein Urteil! Er sieht ja nur durch seine eigene Brille und — ich darf Ihnen ja meine Entdeckung wohl anvertrauen — ich glaube, er macht Hilda ein wenig die Cour.“

Die beiden hatten sich dem Ausgange des Gartens genähert. Günter stand wie auf Kohlen, er hielt es nicht länger aus. Da sah er den Gröningschen Kutscher über den Hof gehen, er mußte ihm als Vorwand dienen, ins Haus zu kommen! Fast brüsk trennte er sich von seinem lebendigen Anhängsel, und mit einem kurzen: „Verzeihung, Fräulein Lucie, ich muß noch meine Sachen holen lassen,“ verschwand er durch die Pforte, als ob er dem biedern Franz einen wichtigen Auftrag zu erteilen hätte.

Die kleine Giersdorff sah ihm nach, kein bißchen freundlich. Es war aber auch stark, seine Dame so einfach am Gartenzaun stehen zu lassen! Für so taktlos — nein, es war geradezu ungezogen — hätte sie ihn nicht gehalten! Aber er sollte es büßen! Verstimmt ging sie zurück.

„Wo hast Du denn Deinen Cavalier gelassen?“ war der Bruder rücksichtslos genug, zu fragen.

„Erfundige Du Dich bei ihm, wo er seine Begriffe von Schicklichkeit gelassen hat,“ versetzte die kleine Dame pikirt und dem Fragesteller einen ganz bösen Blick zuwerfend.

Günter suchte Hilda vergebens. Das Fräulein sei auf seinem Zimmer, beschied ihn die ältliche Haushälterin.

Jedenfalls hatte er nicht Lust, jetzt in den Garten zurückzukehren, planlos schlenderte er eine Weile hinter der Glashütte zwischen den mächtigen Haufen aufgelasteter Buchenscheiter umher, zuletzt trat er ohne Zweck und Ziel in das Gebäude. Es waren Fremde dort, ein Pärchen, anscheinend auf der Hochzeitsreise. Geduldig hielt die junge Frau aus, aufmerksam folgte sie den glatten Windungen der glühenden Fäden, welche zwei Arbeiter um sie herumspannen!

„Jart von Glas spinnt ich Fäden,
Bist ich Kreise um euch zwei.
Seht ihr was, laß ich jeden
Von euch beiden wieder frei.
Denn von Glas ich nur spinne
Dieses Band um Frau und Mann;
Ach, wie Glas bricht oft Minne,
Rüttelt man ein wenig dran!
Aber wie Glas mög erweisen
Sich die Liebe eurem Bund!
Dart die Glas, doch ich wie Eisen
Haltet aus zu jeder Stund!“

Der junge Gatte zog mit einem gewissen bescheidenen Selbstgefühl die Börse und suchte nach Kleingeld, während seine Begleiterin die zarten Stäbe gesponnenen Glases, die ein Arbeiter ihr überreichte, behutsam in Empfang nahm; sie sollten eine Erinnerung sein an diesen Tag.

Günter war gedankenloser Zuschauer der kleinen Scene gewesen, aber er neidete den Leuten ihr bescheidenes Glück. Das Paar bemerkte ihn erst jetzt. Da er so ungenirt in der Hütte stand, schien man ihn für den Fabrikherrn zu halten; der Mann zog höflich den Hut. Günter sagte nur kurz an die Krämpfe des Feinen, dann ging er wieder hinaus.

Seine Unruhe wuchs von Minute zu Minute. Warum nur Hilda sich nicht blicken ließ! Er sah die Gesellschaft aus dem Garten auf das Haus zukommen; es wurde kühl draußen. Endlich fand er Gelegenheit, Werner über Hilda zu befragen.

„Weiß der Kuckuck, was für Launen sie hat!“ knurrte dieser. „Ihr zwei habt mir den ganzen schönen Nachmittag verdorben: erst laufe ich hinter Dir her, dann soll ich alles zwischen Dir und Hilda ins reine bringen, und als ich damit fertig bin, läßt man mich zum Dank stehen wie einen Schuljungen und läßt davon. Und wer trägt die Schuld an alledem? Kein anderer als Du!“

„Ich?“

„Das versteht sich doch von selbst! Es muß irgend etwas vorgefallen sein, weshalb sie nun einmal nicht mehr will. So viel habe ich heraus: Dich, das heißt den Maler Günter, möchte sie schon, aber auf den Günter Wende scheint sie zu verzichten. Sie muß etwas Nachtteiliges über Dich erfahren haben. Besinn Dich mal, Wende! Denn daß Du hier wie ein Hochstapler unter falschem Namen herumgelaufen bist, könnte bei ihr unmöglich so schwer ins Gewicht fallen; das sitzt tiefer. Ich merkte es heut morgen gleich, auf den Studiosus Wende scheint sie nicht viel zu halten. Ich bin kräftig genug für Dich eingetreten und habe ihr gesagt, Du wärest der beste Kerl von der Welt und sogar ein Muster von Solidität — weißt Du, das ist so 'n Wort, das die jungen Damen gern hören, auch wenn sie's nicht immer glauben — kurz, ich habe geschwätzt wie ein alter Spießbürger, der für seinen Aeltesten um die Hand von Nachbars Lette anhält, aber was half's! Schwapp, war sie aus der Thür und ich hatte das Nachsehen oder eigentlich nicht einmal dieses, weil die Thür hinter ihr zuslog. Meine Kunst ist zu Ende und ich danke schönstens für weiteres Vermittlerspielen. — Na, so furchtbar niedergeschlagen brauchst Du nun gerade nicht auszugehen; ewig kann sie da oben nicht auf dem Zimmer sitzen!“

Aber sie kam doch noch lange nicht zum Vorschein, auch nicht zu Tisch heute abend. Es war eine langweilige Gesellschaft, wie Fräulein Pauline zu Lucie sagte, als die beiden nachher allein waren, und Lucie stimmte vollkommen mit der Schwester überein, nur daß sie sich noch ganz speziell über die „Ungezogenheiten“ dieses Herrn von Wende ärgerte. Hatte er ihr doch nicht einmal Gelegenheit gegeben, ihn für sein unschickliches Benehmen zu strafen! Ja, er hatte sich fast gar nicht mit ihr beschäftigt, und die paar spitzen Bemerkungen, die sie ihn kosten ließ, waren spurlos von ihm abgeprallt. Es war kaum zu glauben!

„Pauline,“ fragte sie, nachdem sie schon lange wach im Bett gelegen, „Pauline, schläfst Du schon?“

Pauline war nahe am Eindämmern und gar nicht erfreut, jetzt wieder völlig geweckt zu werden.

„Was gibt's denn, Lucie?“

„Ach, ich meine nur — Pauline, möchtest Du den Herrn von Wende heiraten?“

„Alberne Frage!“

„Ich nicht. Weißt Du — er ist ein Ungeheuer.“

Nach dieser Resolution entschlummerten bald beide.

Am andern Morgen war Günter früh unten. Es war köstlich da. Das flimmerte und glitzerte auf Feld und Wiesen so hell in den jungen Sonnenstrahlen, in einem Meer von Lichtflut schwamm das ganze Thal! Aber er achtete es nicht; er suchte anderes im Freien als landschaftliche Schönheiten.

Durch den Garten schritt er aus der Seitentpforte auf den Dorfweg. Und — richtig, fern von ihm, am Waldebsaume, erkannte er auch schon die zierliche Gestalt Hildas. Er verdoppelte seine Schritte. Schon war er nahe genug, sie rufen zu können, aber er schwieg, er wollte sie erst ganz eingeholt haben. Da — jetzt auf einmal wandte sie sich um, sie hatte ihn bemerkt und ohne Zögern eilte sie davon, er ihr nach.

Es war die Richtung auf den Bullerborn zu, er kannte den Weg, und er war schneller als sie. Sie wußte nicht, wohin sie eigentlich fliehen wollte, sie bedachte nicht, daß der Waldquell im Halbkreise von hohem Fels umgeben war, sie dachte eben jetzt überhaupt nicht, sie lief nur, so schnell ihre Füße sie zu tragen vermochten, gerade auf den Ort zu, wo das Wasser plätscherte. Der Weg hatte hier ein Ende, sie mußte seitwärts weiter. Der Atem drohte ihr auszugehen, doch sie raffte sich auf, denn ganz in der Nähe hörte sie ihn rufen: „Hilda!“ Steiniges Geröll deckte den feuchten Boden der Grotte. Mit einem Sprunge wollte sie aus derselben herauseilen, sie trat fehl, der kleine Fuß kippte zur Seite, leise stöhnend fiel sie hin. Sie strebte, sich zu erheben, aber es ging nicht so schnell. Und im nächsten Augenblicke war er da, atemlos, angstvoll sich zu der Gefallenen hinabbeugend. Er wollte sie aufrichten, ihr finsterner Blick hielt ihn zurück.

Zornig, mit bebenden Lippen sah sie zu ihm empor; die blauen Augen schossen Blitze.

„Hilba, sagen Sie mir um Gottes willen, warum fliehen Sie vor mir?“

„Und warum verfolgen Sie mich, Herr von Mende?“ Ein böser Blick flog aus den glänzenden Augensternen zu ihm hinüber, läche Blässe und heißes Erröten wechselten auf ihrem Gesichte.

„Wenn Sie noch einen Funken von Achtung vor mir haben, so gehen Sie!“

„Am Sie auf dem nassen Gestein da liegen zu lassen? Sie haben sich verkehrt, Hilba!“

Sie biß die Lippen aufeinander, um die Schmerzen zu verbergen, welche ihr der linke Fuß machte.

„Was kümmert's Sie? Rühren Sie mich nicht an!“ rief sie heftig, als er Miene machte, sich ihr wieder zu nähern. Und mit Aufbietung aller Kräfte sich aufrichtend, lehnte sie sich an die Felswand.

„Der Stein ist feucht,“ sagte er bestimmt. „Ich bin Ihr Gast und ich leide nicht, daß Sie sich erkälten!“ Kurz entschlossen entledigte er sich seines Rockes und schob ihn hinter ihren Rücken.

Sie ließ es geschehen, aber sie dankte nicht. Eine Weile sah er sie schweigend an. Das krause Stirnhaar beschattete zwei scharfe Falten zwischen den zusammengezogenen Brauen, unter welchen die Augen finster auf die Steine zu ihren Füßen gerichtet waren. Die Lippen fest aufeinandergepreßt, stand sie vor ihm wie ein trotziges Kind.

„Wie lange werden Sie hier bleiben?“ fragte er schließlich. „Bis Sie fort sind.“

Sie wollte nicht mit ihm gehen, nicht seine Hilfe angeboten haben.

„Sie können das Stehen auf einem Fuß nicht aushalten und Sie werden nicht allein gehen können.“

Er erhielt keine Antwort.

„Hilba,“ fuhr er fort, und seine Stimme wurde weich, „Hilba, Sie sind vor mir geflohen, Sie haben mich gemieden seit gestern, wollen Sie mir nicht sagen, was mich in Ihren Augen herabgesetzt hat? Sie wissen nicht, welche Unruhe ich ausgestanden habe gestern nachmittag, als ich Sie vergebens erwartete, gestern abend —“

Sie lächelte verächtlich.

„In Gesellschaft der Fräulein von Giersdorff?“

Er stand versteinert. Was sollte das bedeuten? Sie war eifersüchtig?! Er hätte aufjubeln mögen vor Freude über die kurzen, herben Worte.

„Sie können nicht im Ernst glauben, ich machte Lucie von Giersdorff den Hof, Hilba; es ist unmöglich! Sie habe ich geliebt vom ersten Tage an, da ich mit Ihnen dort unten im Garten saß; ich hätte aufrichtig sein sollen gegen Sie und die Maske fallen lassen müssen, die ich scherzend einmal angenommen hatte, ich that es nicht, weil ich zu glücklich war in unserem idyllischen Dahinleben und weil —“

Sie warf einen flüchtigen Blick zu ihm hinüber. Noch lagerte der alte Trotz auf ihrem Gesichtchen.

„Weil Sie sich doch nicht klar waren, ob nicht Lucie vorzuziehen sei, die Sie ein paar Monate vorher schon — gefesselt hatte. Weshalb gehen Sie nicht, Herr von Mende, — zu ihr? Oder glauben Sie, ich wüßte nicht —“ Sie konnte nicht weiter reden, all der Schmerz, welchen sie seit gestern still mit sich herumgetragen und gehegt und gepflegt hatte, wie man eben nur die Leiden der Liebe pflegen kann, brach mit einemmale los. Heftig schluchzend preßte sie die Hände vor das Gesicht.

Er war dicht an sie herantreten.

„Das glauben Sie? Und woher — doch, was frage ich lange! Sie selbst hat Ihnen davon gesagt, das Kind — ein feines Lächeln umspielte seine Lippen — „dem Kinde! Und Sie glaubten es, Hilba? Sie glaubten, daß ich eine andere liebe? Sie mißverstanden die harmlosen Scherze, die ich mit der Schwester meines Freundes machte? Sie lassen ein sechzehnjähriges Mädchen, noch ein halbes Kind, als Rivalin überhaupt gelten? Schauen Sie nicht so böse drein, Hilba, — ich darf von einer Rivalin sprechen, denn ich weiß, daß Sie mich lieben, ich weiß es seit gestern, und wenn noch ein Zweifel sich in mir geregt hätte, so würde eben diese Stunde ihn verschucht haben. Ob Ihre Liebe so innig ist als die meine, ob Sie gestern, diese Nacht so viel gelitten haben wie ich, kann ich nicht beurteilen. Aber gewiß ist, daß wir zwei zusammengehören und daß keine Macht der Erde uns trennen sollte — wenn Sie wollen, wenn — Du willst, Hilba!“

Sie schwieg noch immer, aber ihre Thränen flossen still dahin, milder Aprilregen, und sie ließ es geschehen, daß er sie sanft an sich zog und die perlenden Tropfen von den Wangen küßte, bis die Sonne leuchtend hervorbrach aus dem Wolkenjochleiter der Thränen und das purpurn über-gossene Gesichtchen ihn anschaute mit dem alten, heiteren Lächeln von ehedem.

Sie hatte schon ganz und gar vergessen, daß sie vor einer halben Stunde sich den Fuß vertreten hatte auf der Flucht vor dem Manne, dem sie jetzt hätte folgen mögen bis ans Ende der Welt!

Als die beiden nach langsamer Wanderung, welche Günter aber gar nicht mühselig vorkam, auf der Veranda erschienen, wo Gröning und seine Gäste schon zum Frühstück versammelt waren, da gab's freilich Erstaunen genug und Onkel Fromberg meinte lachend, nun werde das

Komödienpielen doch wohl ein Ende haben, Lucie aber fand innerlich die „Platterhaftigkeit“ Günters entsetzlich und beschloß, ihn noch schlechter zu behandeln als bisher. Das glückte ihr indes nur halb, denn ein paar Stunden später fand sie in Bruder Werner ein ihrer momentanen Abneigung viel würdigeres Objekt, und so sans facon konnte sie doch nicht mit der halben Welt brechen! Er hatte sie einen Backfisch genannt und doch war sie schon seit April sechzehn! Schade nur, daß Hilbas Fuß keine Morgenpromenade gestattete, wie sie so sehr nach Paulinens Sinn gewesen wäre; sie hätte so gern die beiden „jungen Leute“ dabei bemuttert, war sie doch fast acht Monate älter als Hilba!

Doch die junge Braut war zunächst Patientin, fand aber ihr Leiden bei Günters sorglicher Pflege sehr erträglich; an Unterhaltung fehlte es ja auch nicht. Und als bei Tisch Onkel Gröning zur Feier des Tages und seiner Hilde zu Ehren ein paar Flaschen perlenden Sillery aus dem Keller holen ließ und die Gläser fröhlich klangen, erhielt auch der treue Better Werner seinen Lohn — von Hilbas frischen Lippen, und Günter war gar nicht eifersüchtig. Der alte Hauptmann aber blinzelte nur immer abwechselnd seinem Glase und der kleinen „Waldbere“ zu und beteuerte wieder und wieder: „So etwas ist mir denn doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen! Der Teufelsbengel!“



Aus allen Gebieten.

Bereenobst am Spalier.

Zu den denkbar lohnendsten Pflanzungen — lohnend sowohl hinsichtlich der Schnelligkeit des Anwuchses, wie hinsichtlich der Sicherheit und Ergiebigkeit köstlicher Ernten — gehört die von Bereenobst. Um von den Bereensträuchern Früchte vorzüglicher Güte zu gewinnen, wird bei diesen ebenso wie bei Obstbäumen von einem praktischen Gärtner in den „Bereen. Frauenhof. Bl.“ 1886 Nr. 11 die Zucht am Spalier empfohlen. Derselbe berichtet darüber folgendes: „Seit ungefähr 10 Jahren werden Stachelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren und Brombeeren bei mir im Gemüsegarten am Spalier gezogen. Von Stachelbeeren habe ich mir zuvörderst aus Stecklingen niedrige Bäumchen gezogen; dieselben dann etwa 60 bis 70 Ctm. auseinander ans Spalier gesetzt, das ungefähr eine Höhe von 1½ Meter hat. Hierauf wurden die Ästchen mit schwachen Weidenruten fächerartig angebunden, so daß sie das Spalier gleichmäßig bedeckten. In jedem Februar oder spätestens Anfang März werden die Stachelbeerbäumchen so unter der Schere gehalten (wozu ich meine Rosenkneife benütze), daß das ganze Spalier im Frühjahr und Sommer einer grünen Wand gleicht. Diese Anlage gefällt nicht nur ihres schönen Aussehens wegen jedem Gärtner und Gartenfreunde, sondern ich habe auch vordem nie so große und schöne Stachelbeerfrüchte geerntet wie jetzt am Spalier. Um recht große Früchte zu erzielen, scharrt man im Februar um das Stämmchen den Boden behutsam zurück, ohne die Wurzeln zu verletzen, legt über dieselben etwas Ruhdlünger und deckt den Boden wieder darüber; doch muß man bis zur Reife der Beeren, wenn es sehr trocken, das Gießen nicht vergessen. Das Spalier erleichtert, besonders bei Stachelbeeren, auch das Abnehmen der Früchte. Wie mit den Stachelbeerbäumchen verfähre ich ähnlich auch mit den Johannisbeer-, Himbeer- und Brombeersträuchern. Wird mir bei Stachel- und Johannisbeeren das Holz zu alt und werden auch die Ästchen zu dicht, was nach einigen Jahren geschieht, dann schneide ich immer das älteste Holz wieder aus, um jüngere Hauptastchen zu bekommen; dadurch bleibt die Ertragsfähigkeit des Bereenobstes ziemlich gleichmäßig und habe ich nie über eine Mißernte zu klagen, wenn nicht etwa Frost den Blüten schadet, wohingegen den anderen Anlagen die kleine Stachelbeerraupen und Blutschildlaus oft großen Nachteil bringen. Himbeer- und Brombeersträucher schneide ich im Februar ebenfalls etwas zurück, weil dadurch die Fruchttriebe sich kräftiger entwickeln und größere Früchte liefern.“

Hauptansiedlung der Biber.

In der Nähe des anhaltischen Dorfes Grieba befindet sich in der Elbe eine Hauptansiedlung der Biber, von wo aus sie stromauf und stromab ihre kleinen Ausläge machen. Der Wildhändler Grotius in Wittenberg erhielt vor kurzem aus Grieba eine Anzahl von Bibern abgeschchnittener Baumstämme nebst einem Korb voll Spänen, an denen man sehr deutlich die Arbeit des Bibers erkennen kann. Bei den Stämmen befindet sich eine 30 Centimeter im Durchmesser haltende Eiche, die 50 Fuß hoch gewesen ist, und eine 25 Centimeter starke Eiche. Eine fast durchschnittene, 2 Fuß starke Eiche steht noch bei Grieba. Der Schnitt bildet zwei mit den Spitzen aufeinander stehende Regal; die Nagelpläne sind 3 bis 4 Centimeter breit und 8 Centimeter lang.

Ueber die Bedeutung des Bienengiftes.

Die Biene träufelt die Ameisensäure, die sie in ihrem Stachel enthalten hat, nicht nur in die Wunden, die sie sticht, sondern sie bedingt diese Säure, wie sich nach neuen Untersuchungen herausstellt, auch dazu, ihren aufgespeicherten Honig haltbar zu machen. Wird dem Honig die Säure entzogen, was bei der Bereitung des

Honigsirups geschieht, so beginnt er nach kurzer Zeit zu gären. Auch sieht man, daß die stachellosen Bienen Südamerikas nur wenig Honig aufspeichern, weil dieser ohne Zusatz von Ameisensäure eben bald verderben würde. Der Vorgang ist einfach der, daß die Biene das an der Spitze des Stachels hervortretende Tröpfchen an den Wachswaren abstreift. Ähnliches findet sich bei den Ameisen vor, welche die Ameisensäure dazu verwenden, die gesammelten Gräseramen keimfähig zu machen. Entfernt man sie von ihren Kornmagazinen, wie das der englische Forscher Mogg-ridge experimentell gethan, so fangen die Samen zu keimen an. Die Keimfähigkeit wird also durch die Einwirkung der Ameisensäure nicht zerstört, sondern nur auf bestimmte Zeit unterbrochen.

Die Entwicklung des Lebens im Vogelei.

Nach Mitteilungen in der physikalisch-medizinischen Gesellschaft in Erlangen hat Professor Gerlach folgendes sinnreiche Verfahren angewendet, um die Entwicklung des Lebens im Vogelei zu beobachten. Er entfernt am späten Ende des Eies mit aller Vorsicht ein Stückchen Schale und nimmt etwas Eiweiß heraus, so daß sich die Keimstelle des Dotters abwärts lehrt; dann füllt er das entnommene Eiweiß wieder ein, streicht Gummi arabicum um die Oeffnung, klebt ein Miniaturröhrglas darauf, legt Watte um dasselbe und dichtet den ganzen Verschluß mit Kollodium und Bernsteinlack luftdicht ab. Nun wird das Ei horizontal in den Brutapparat eingelegt und es entwickelt sich dann in normaler Weise. Nimmt man es täglich auf kurze Zeit heraus, so kann man durch das Fensterchen genau die Vorgänge im Innern verfolgen. Die wichtigste Zeit hierfür sind die ersten fünf Tage, wonach die Beobachtungen in der Regel geschlossen werden.

Einfache Milchproben.

Eine Stricknadel von Stahl polirt man, bis sie glänzend ist, und taucht dieselbe dann senkrecht in die Milch. Bleibt an der Nadel eine Spur Milch hängen, so ist dieselbe nicht mit Wasser verdünnt. Bleibt aber keine Milch an der Nadel, so kann man sicher annehmen, daß die Milch mit Wasser verjagt ist. Um die Milch zu prüfen, gibt es noch ein einfaches Verfahren, das ebenfalls von jeder Hausfrau angewendet werden kann. Stellt man hinter ein mit unverfälschter Milch gefülltes Glas ein Licht, so wird man dessen Flamme durch dasselbe nicht sehen; gießt man aber langsam Wasser zur Milch, so wird nach und nach die Flamme immer mehr sichtbar. Je mehr Wasser der Milch zugegossen werden mußte, desto besser, butterreicher war sie. Diese Untersuchung gibt nur den Buttergehalt der Milch an, doch dies ist genügend; denn eben die fein zertheilten Buttertröpfchen lassen sich nicht ohne ganz leicht bemerkbare Fälschung nachahmen. („Fürs Haus“.)

Grasflecke aus Weiszung zu entfernen.

Zu diesem Zwecke behandelt man die Wäsche am besten mit einer schwachen Lösung von Zinnlauge (Zinnoxyd). Es sei jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß es nötig ist, die Wäsche sofort in viel Wasser zu spülen. (Bad. Gew. Ztg.)

Abfälle aus ostindischem Weizen.

Die Abfälle von ostindischem Weizen bilden zur Zeit in Belgien, wie Professor Petermann in Gembloux in seinem letzten Jahresbericht mitteilt, einen bedeutenden Handelsartikel. Der importirte Weizen ist sehr unrein und muß vor dem Verkauf von den mineralischen Beimengungen (Erde und Sand), von Spreu und Unkrautsämereien befreit werden, wobei auch ein Teil Weizen selbst mit abfällt. Dieser Abfall wird als Viehfutter direkt ausgedoten oder auch als geeigneter Zusatz zu Dextrosen. In einer Probe wurde gefunden:

Table with 2 columns: Percentage and Component. 71,4 Prozent Weizenkörner, 20,7 fremde Sämereien, 3,4 Erde und Sand, 4,5 Spreu u.

Die fremden Sämereien bestanden zur Hälfte aus guten Arten, wie Lein, Hafer, Gerste, Reis und Kaps; reichlich zu einem Viertel aber aus Heberich (wilder Senf) und Kornrade. Es ist deshalb bei Verfüttung solcher Abfälle große Vorsicht anzuraten. (Deutsche landw. Presse.)

Entfernung von Fettflecken aus leicht die Farbe verlierenden Stoffen.

Man mischt gebrannte Magnesia mit so viel Benzol, daß ein feuchtes Pulver entsteht, trägt diese Mischung auf den Fleck und drückt geinde mittels eines Spatels (Papierfalter, Löffelstiel und so weiter) von Wein die Masse auf den Flecken. Nach dem vollständigen Verdunsten des Benzins entfernt man mittels einer Federzange oder weißen Bürste die Magnesia. Gerieben darf der Fleck nicht werden, auch darf man nicht so viel Benzol nehmen, daß die Masse breiig wird, weil sonst um den Fleck ein Rand entsteht, der schwer zu beseitigen ist.

Auslösung des Bilderrätsels unter der Rubrik „Für das junge Volk“ Seite 502:

Ein Mann, ein Wort.

Auslösung der Damenspiel-Aufgabe Nr. 13, Seite 599:

Table with columns: Weiß, Schwarz, and numbered moves for a chess puzzle. Includes moves like 1) D. E 5 - H 2, 2) D. D 4 - C 3, etc.

Auflösung des Rätselsprungs Seite 599:

Der Sommerfaden.

Da liegt, als wir im Felde gehn, Ein Sommerfaden über Land, Ein leicht und leicht Gespinnt der Feen, Und knüpft von mir zu ihr ein Band. Ich nehme ihn für ein gültig Zeichen, Ein Zeichen, wie die Lieb' es draußt. O Hoffnungen der Hoffnungsreichen, Aus Luft gewebt, von Luft zerhaußt!

L. Hofand.

Kleine Korrespondenz.



R. v. G. 1) Jedenfalls. Wir führten diese Ansicht, weil sehr interessant, an. Die Zeit und Erfahrung wird lehren, was davon zu halten. 2) Ein gebrauchter und gefüllter Trambahn. A. Gref in D. Neusselbrunn (ohne Ziehen, Schlagen, Walzen) zu härten? Fragen Sie bei der Redaktion der „Chemiker-Zeitung“ in Rötten an. Wir haben darüber nichts in Erfahrung bringen können. Hrn. A. Walle in Jferlohn. Sie haben recht. Hrn. A. Schwaab in Würzburg. Das Wort sollte doch Zwiebel heißen? Dann an einen Faserfaden gebunden, in der Luft schwebend an einen trocknen, kühlen Ort. Abonnent in München. Nach so langer Zeit nicht mehr auffindbar. Wenden Sie sich an die Redaktion der „Chemiker-Zeitung“ in Rötten. Abonnent G. Bind in W. Ja wohl.

D. A. Weesner. Nicht zu äppig leben, viel Bewegung, kalte Bäder, wenn man sie verträgt — auch eine Fußreise im Hochgebirge. Abonnent J. R. A. R. in Wien. Der Roman „Die Donna Anna“ ist unter dem Titel „Der Diamantfälscher“ in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen; ebendasselbe von Richebourg; Pluchbeladen, Zwei Mütter, Der Sohn, Hermione und Joramies Millionen. Die des französischen Autors jedoch nicht in Buchform. Hrn. Heinrich F. in Wien. Wir kennen das Buch nicht. Ist es denn ein Lehrbuch? Wir glauben kaum, daß es den gewünschten Zweck haben kann; es müßte sich ja in diesem Fall über alle Fächer verbreiten. Abonnent in Mählheim. Ein derartiges Büchlein erhalten Sie in dem Verlag von B. F. Voigt in Weimar. Hrn. J. Gatzler in Mannheim. Natürlich ist das nur bildlich zu verstehen. Beim Ringen ist nämlich dieser Kunstgriff des Weinstellens verboten. Frau Ottilie Mejer in Amsterdam. Sehr häßlich für den Hautgebrauch. Hrn. Elias Ardnein in Chicago. Sehr verbunden — wir werden es besorgen. Frä. G. Ottomar in Halle. Ja, durch das Salz der Ehe. Abonnent in Kassel. Vom Zeit bis zu den Alpen — ganz gleich! Das ist eben Menschennatur, und jenseits der Alpen werden die Leute auch darauf sehen. Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Frä. G. Wehremeyer, Barmen; Anna Kluge, Berlin; Frida Traut, Neustadt-Eberwalde; Emma Heinrich, Jülich; Ottilie Braun, Ulm; Gertha Gruber, München; Sarah Szymann, Wien; Guyane Brägel, Paris; Rosine Wihlidal, Prag; Hrn. G. Borck, Hannover; A. Duit, Spaesee; A. Johnen, Aachen; R. Keller, Innsbruck; M. Kressin, Berlin; A. Novodny, Raaden; G. Münster, Jena; P. Kreißig, Halle; W. Bomberger, Potsdam; O. Kniehuder, München; R. Sperber, Bayreuth; A. Gläd, Kiel; G. Friedberg, Brann; X. Rauch, Salzburg; S. Josephi, Bernburg.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Kno W. in W. Versuchen Sie gegen das Ausfallen der Haare folgendes Verfahren: An drei auf einander folgenden Tagen wird der

Kopf mit einem bis zwei Eßlöffeln einer zweiprozentigen Lösung von doppeltkohlensaurem Natron gewaschen und am vierten Tage das Haar mit reinem Olivenöl eingeseift. Dieses Verfahren muß jede Woche wiederholt und lange Zeit fortgesetzt werden. Den Kopf täglich mit kaltem Wasser zu waschen, ist nicht rätlich. Von fraglicher Tinktur halten wir nichts. E. L. in E. Ohne persönliche Untersuchung oder Besprechung ist hier kein Rat möglich. Dr. Soh.

Antworten.

Auf 35): Kummerfeldisches „Augenwasser“ gibt es nicht, dagegen Kummerfeldisches „Wachswasser“. Die Zusammenetzung desselben ist jeder Apotheke bekannt, daher von einer solchen zu beziehen. Es dient, gut umgeschüttelt, zum Bestreichen der fettigen Haut, auch, unter das Wachswasser gemischt, zum Waschen des Gesichts. Auf 36): Koffhaar, das durch andauernde Feuchtigkeit matt geworden ist, kann man wieder kräftigen, indem man es spinnst, lockt und dann wieder flichtet. Auf 37): Um aus einer Meerschäumspitze Fettsäuren zu entfernen, ist als Versuch zu empfehlen, den Fettsäure durch ein saures Natrium mit Milch sämig abzureiben.

Redaktion: Otto Baiß und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Don Pedro Brantfort. Erzählung von Max Leh. Schluß. — Eine Botschaft des Riese, von Ludwig Grote. — Der Prinzregent von Bayern. — Der Ausbruch des Ketna. — Um die Freiheit. Erzählung von L. Maurier. Schluß. — Zwei Bilder aus Oesterreich, von F. Gröller. — Der Straßauer Fischzug, von L. Thaden. — Intognito. Novelle von Hermann Viekenfeld. Schluß. — Was allen Gebieten. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Prinz Luitpold, Regent von Bayern. — Oberländer Wirt und Melmerin (Oesterreich), zwei Originalzeichnungen von A. Groll. — Ausbruch des Ketna: Ansicht des neuen Kraters. — Am Straßauer Fischzug-Heiligabend, Originalzeichnung von Wilhelm Geßler.

Verfälschte schwarze Seide. Man verbrenne ein Mäntchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: echte, rein gefärbte Seide zerfällt sofort zusammen, verläßt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speidig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erdmet), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht zerbricht, sondern krümmt. Zerbricht man die Asche der echten Seide, so zerbricht sie, die der verfälschten nicht. Das Seidenfabrik-Depôt von G. Henneberg (R. u. R. Hofliefer.) in Zürich versendet gern Muster von reinen echten Seidenstoffen an jedermann, und liefert einzelne Roben und ganze Stücke postfrei ins Haus, ohne Zollberechnung. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.



HEILUNG der TAUBHEIT
Die patentierten **KUENSTLICHEN TROMMELHAUTCHEN** von NICHOLSON heilen oder vermindern die Taubheit jeglichen Ursprungs. Die bemerkenswerthe Heilungen sind erfolgt. Gegen Einsendung von 20 Pfennig erhält man franco ein illustriertes Werk von 30 Seiten mit interessanten Beschreibungen über die zur Heilung der Taubheit unternommenen Versuche und Anerkennungen tribes von Doctoren, Advocaten, Verragern und anderen hervorragenden Persönlichkeiten, welche durch diese Trommelhäutchen geheilt worden sind und dieselben angelegentlich empfehlen. — Man wende sich an J.-B. NICHOLSON, 4, rue Drouot in Paris, unter Angabe dieser Leitans

Technikum 1913
(Bangowerk-, Maschinenbau-, Kunstschleier- u. Malerschule)
Buxtehude
bei Hamburg. Bedeutendste nordd. Fachschule. Pensionat billig. Programme gratis u. franko d. Direktor Hilttenkofer.

Pianos, billig, bar od. Raten. Kostenfreie Probensendung, Prospekt gratis. Fabrik Weldenslauffer, Berlin NW.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen **PATENTE** in allen Ländern **BERLIN W.**
78, Friedrichstrasse 78.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart und Leipzig.

Klavier-Schule für Kinder mit besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang bearbeitet von **Heinrich Reiser.**

In vier vollständig umgearbeiteten und bedeutend verbesserten Abteilungen. Preis der ersten Abteilung (1/2) gebunden M. 2.50, der zweiten, dritten und vierten Abteilung (1/2) gebunden je M. 3. — Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.

Buchdrucker- & Buchbinder-Anzeiger. Preis jährlich 1 Mark. Verlag in Grünlagen (Schweiz).

Heirat Welche Heiratsverträge erhalten Sie sofort im vortheilhaftesten Contract (deutsch). Porto 20 Pf. „General-Anzeiger“, Berlin SW. 61. F. Damen Verlag.

Trunksucht heile ich durch mein vorzügliches Mittel und liefere auf Verlangen umsonst gerichtlich geprüfte und eisdlich erdärzte Zeugnisse. **Reinhold Verfass**, Fabrikant in Dresden 10. 1229

Galvanische Niederschläge von den in unseren Journalen „Neuer Land und Meer“ und „Illustrierte Welt“ erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. per Quadrat-Zentimeter abgegeben. **Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt** vorm. Edward Hallberger.

An unsere Abonnenten!

Mit dieser Nummer schließt der vierunddreißigste Jahrgang der „Illustrierten Welt“ und, wenn wir jetzt zurückblicken auf die stattliche Reihe von Bänden, denen mehr als ein Drittjahrhundert ein so gewaltiger Kreis von Abonnenten unwandelbar treu geblieben, so ersehen wir darin nicht nur eine Anerkennung für das Bestreben, unsere Leser zufrieden zu stellen, sondern auch zugleich einen Sporn, immer Vorzüglicheres zu leisten, immer eifriger dafür zu sorgen, unseren alten Lesern Freude und Genuß zu bereiten und neue Freunde unserem allbekanntesten Familienblatte zuzuführen. Wir haben in diesem Bemühen für den neuen, jetzt beginnenden Jahrgang besonders Glück gehabt und treten ihn in dem freudigen Bewußtsein an, daß wir ihn zu einem ganz außerordentlich schönen und interessanten, zu einem ungewöhnlich reichhaltigen und gehaltvollen in Text und Bild gestalten können.

Wir eröffnen die Reihe unserer Erzählungen mit zwei großen Romanen, die dem Ton wie Inhalt nach zwei völlig verschiedenen Gebieten der Unterhaltungskunst angehören. Der auf Thatsachen sich aufbauende Roman

„Der Oberförster von Margrabowo“ von Adolf Streckfuß

läßt uns in unheimlich anziehende, merkwürdige soziale Verhältnisse an der polnischen Grenze schauen, indessen der zweite,

„Nummer 97“ von A. Duroy-Warnaß,

ein großartiges, hochinteressantes, bewegtes Gemälde, anknüpfend an unaufgeklärte, dunkle Punkte, die in neuester Zeit alle Gemüter beschäftigten und erregten, vor dem Leser aufrollt. Beide Romane werden Aufsehen erregen und allgemein gefallen, ebenso durch den Stoff selbst, wie auch durch die überzeugende Wahrheit des Dargestellten und durch die äußerst brillante Schreibart. Diesen schließt sich ein dritter großer, handlungsreicher Seeroman von

Rosenthal-Bonin: „Die Tochter des Kapitäns“

an und aus der Fülle der kleinen Erzählungen und Novellen, von Erlebnissen, Abenteuern ernster und humoristischer Art, welche wir aufgespeichert, wollen wir hier nur die Namen der Autoren, wie z. B.: Hedwig Abt, L. Hevesi, L. Haidheim, F. Klla, M. Klie, H. Klein, E. Peshkau, Baron Alex. v. Roberts, L. Thaden, E. M. Vacano, B. Widmann, A. v. Winterfeld, H. von Jobeltik anführen, die unseren Lesern Bürgschaft für das Gebotene gewähren. Neben diesem unterhaltenden Teil werden auch wie bisher die Gebiete des Nützlichen, Belehrenden, Orientirenden gepflegt, und Fragen der Gesundheit, Erziehung, der Landwirtschaft, des Hausgartens und Hauswesens, der Küche, ebenso Technisches, neue Erfindungen, Natur und Leben, Gewerbe und Handel, überhaupt alle Gebiete unseres reichgestalteten modernen Lebens aufs eingehendste berücksichtigt und in ansprechender, leicht verständlicher Weise behandelt werden. Für die Jugend haben wir wieder mancherlei: wie hübsche Spiele und Denkhunterhaltungen, und die Rätsellöser, die Schach- und Rätselsprungverehrer werden ihre Freude auch an dem nächsten Jahrgang haben. Die Illustrationen werden Heimat und Fremde, Genre-Szenen und Zeitereignisse, merkwürdige Kunstwerke, Landschaft, Stadt-, Natur- und Völkerverleben fesselnd und wahr dem Leser vor Augen führen.

So können wir denn auch den neuen Jahrgang in der wohlbegründeten Hoffnung antreten, daß unsere Bemühungen nicht nur unsere alten Leser mehr, als sie erwartet, befriedigen werden, sondern daß der für sich selbst sprechende Wert dieses Jahrgangs den Ruf der „Illustrierten Welt“ in immer weitere Kreise tragen und immer mehr Freunde und Verehrer unserem wahrhaften Familienjournal gewinnen wird.

Stuttgart.

Die Redaktion und Verlagshandlung.